Graphologische Monatshefte.

1906.



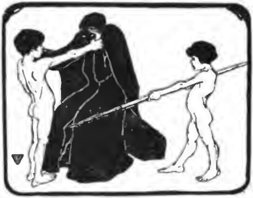
Michon

Graphologische Monatshefte.

1906

Graphologische Monatshefte.

Archiv für Psychodiagnostik und Charakterologie.
Organ der Deutschen graphologischen Gesellschaft.



X. Jahrgang der Publikationen.

[VIII. Band der „Graphologischen Monatshefte".]

Redigiert von Dr. Ludwig Klages.

Mit Beiträgen von

Dr. Erwin Axel, Hans H. Busse, Dr. Hugo Eick, J.-H. Michon, J. von Ungern-Sternberg u. A.

Mit 52 Schriftproben im Text und mit einem Porträt Jean-Hippolyte Michons

München.
Expedition der Publikationen der
Deutschen graphologischen Gesellschaft.
1906.

Inhalt.

I. Abhandlungen.

II. Mitteilungen.

Aus „Die Renaissance".

Von Jean-Hippolyte Michon.*)

Aus dem Französischen übertragen von Isabelle, Freifrau von Ungern-Sternberg.

I. Einleitung.

Die Renaissance! Dies Wort sagt viel. Wiedergeburt ist für die Völker der Anfang neuen Lebens. Ein herrliches Vorrecht, welches die einzelne Persönlichkeit nicht besitzen kann. Die Gesamtheit hat die Fähigkeit, niemals zu sterben: ein ewig blühender Urwald mit Tagen, an denen Glutwinde über ihn hinstürmen, mit Tagen, an denen er unter einer Eisdecke erstarrt, der aber immer wieder aus tiefem Grunde die Kraft dauernden Wachstums schöpft — so ist die Menschheit!

Die Renaissance sei uns gegrüsst!

Historisch beginnt sie nicht mit dem XVI. Jahrhundert. Ihr Anfang reicht mindestens in das Ende der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts zurück. Nach jenem Niedergange der Kunst, welchen der Verfall des Mittelalters mit sich brachte, beginnt die Arbeit des Wiederaufbauens. Der menschliche Geist hat die Jugendtorheiten überwunden, Gesundheit und Kraft aber bewahrt. Diese Männer des XVI. Jahrhunderts sind gewaltige Menschen. Die Reife des Mannesalters erreichte dieses Frankreich, das schon so lange die Blicke der Welt derartig auf sich zog, dass die Europäer im Orient nur bekannt sind unter dem Namen: Franken.

Dem gleichen Grunde wie die Entstehung einer neuen Menschheit, entspringt eine neue Gestaltung der Schrift. Mit Folgerichtigkeit ergibt sich dies aus dem Grundgedanken der Graphologie. Eine in den tiefsten Tiefen erregte Welt und eine unbewegliche nationale Handschrift — das wäre die absolute Negation vom Gesetz der Bewegung, auf dem die neue Wissenschaft fusst. Schriebe Franz I. wie ein Mönch des XIV. Jahrhunderts,

*) Anlässlich von Michons hundertsten Geburtstag geben wir an dieser Stelle zum ersten Mal etwas von ihm in deutscher Übertragung. Wir wählten seine relativ am wenigsten bekannte „Studie über die Handschrift der Franzosen seit der Merovingerzeit" (1878), die einen bis heute nicht wiederholten Versuch darstellt, graphologische Tatsachen für die Kulturpsychologie zu verwerten. Zu gerechter Würdigung des von Michon dergestalt Geleisteten muss man sich selbstverständlich die damals erreichte Stufe der graphologischen Wissenschaft gegenwärtig halten. Am lehrreichsten erschien uns das die Renaissance behandelnde Kapitel, aus dem wir der Reihe nach die gehaltvollsten Analysen zum Abdruck bringen unter Fortlassung rein historischer Zusätze und aller lediglich subjektiven Abschweifungen. Die Teilaufschriften wurden von uns hinzugefügt, um dadurch die Übersichtlichkeit zu erleichtern. Die Red.

ja selbst wie Ludwig XI., so wäre das ein unwiderleglicher Beweis gegen die Graphologie. Dies aber ist durchaus nicht der Fall.

Da die Paläographen der Archive bei ihrer Analyse der kostbaren Dokumente, die sie dem Publikum zugänglich machen, keinerlei Kenntnis von der graphologischen Wissenschaft haben, stehen sie nicht im Verdachte, sich zu ihrem Anwalte aufwerfen zu wollen.

Und dennoch bei jeder neuen Epoche, die sie beschreiben, bei jeder Phase der historischen und sozialen Bewegung, deren Eintritt sie verkünden, versäumen sie nicht, gewissenhaft auf die tiefen Veränderungen hinzuweisen, denen die Handschrift unterworfen ist. Da sie die wahren Gründe hierfür nicht wissen, so vermuten und konstruieren sie Ursachen. Sind diese auch nie völlig richtig, so ist trotzdem das Zeugnis der Paläographen von grossem Werte für uns.

Der Archivist G. Saige, welcher im Musée des Archives die Schriftdenkmäler der Renaissance untersucht hat, stellt sofort die allgemeine Umwandlung fest, die seit der Thronbesteigung der Valois in der Kalligraphie vor sich geht. Der italienische Einfluss, der dem Aufschwung der künstlerischen Bewegungen günstig war, die rasche Entwicklung der Buchdrukkerkunst sind in seinen Augen die Ursache einer gründlichen Umwälzung: „Die Hersteller von Manuskripten hinterliessen weder Vorschriften noch Anleitungen für die Schreiber der Urkunden und öffentlichen Verhandlungen; nachdem die Ueberlieferung der gotischen Fraktur einmal verloren gegangen, erfuhr die Schrift bald eine Veränderung ihres Charakters.“ Dieser Grund ist nicht stichhaltig. Unser Paläograph trifft jedoch das Richtige, wenn er hinzufügt: „Der Hauptgrund dieser Veränderung muss aber insbesondere dem ganzen Tatsachenbestand zugeschrieben werden, der mit dem sozialen Zustand dieser Epoche zusammenhängt.“ Dies kann man gelten lassen. Der soziale Zustand übt also einen Einfluss auf die Form der Schrift aus. Hier ist das Prinzip aufgestellt und von der Paläographie erkannt. Nur einige Gemeinden und religiöse Körperschaften bewahrten während des XVI. Jahrhunderts als eine Art Archaismus die Form der gotischen Fraktur. Da aber die sozialen Zustände der Gotik aufgehört hatten, musste auch die gotische Form der Schrift, die Offenbarung der sozialen Zustände des Mittelalters, für immer verschwinden.

Wir können täglich in gotischer Fraktur schreiben, das ist dann nur eine Sache kalligraphischer Spielerei. Vergeblich aber würde man versuchen, die Fraktur in der Kursivschrift anzuwenden. Verflossene Jahrhunderte lassen sich nicht von neuem beginnen. Die Paläographie stellt folgende graphische Veränderungen fest in der neuen instinktiv angenommenen Handschrift beim Anbruche jener glänzenden Periode.

Die gotische Fraktur wird vollständig aufgegeben. Zu steif, zu gezwungen, zu unklar, zumal mit ihren beständigen Abkürzungen, eignet sie sich nicht mehr für eine Zeit, die sich bezeichnenderweise das Wort zum Wahlspruch gewählt hat: „Post tenebras spero lucem".

Licht braucht man: nur das vollständig und leserlich ausgeschriebene Wort entspricht der Klarheit eines Geistes, der völlig mühelos lesen will.

„Infolge des Fortschreitens der Bildung" sagt Saige, „und auch infolge der grösseren Menge von sozialen Beziehungen nimmt die Gewohnheit sich eines Sekretärs zu bedienen nach und nach ab; unter dem Einfluss der Gewohnheit, seine Briefe selbst zu schreiben, individualisiert sich die Handschrift: das Autograph erscheint."

Dies ist richtig. Der Menschengeist ist zur persönlichen Emanzipation gelangt. Jedes Individuum bildet sich seine eigene Schrift. Die Graphologie behauptet nichts anderes.

Unser Schriftsteller fährt fort: „Was diesen Gegenstand betrifft, ist es unmöglich, eine Regel aufzustellen. — Alles, was man beweisen kann, beschränkt sich darauf, dass die Schrift, welche unter Ludwig XII. noch fast ganz gotisch, unter Franz I. viereckig oder gerundet war, schräg und gestreckt wird, je mehr man sich dem Ende des XVI. Jahrhunderts nähert."

Seltsame Bemerkung unseres Paläographen. Er führt den Staatssekretär Robertet, einen Beamten und Gelehrten an, der bei allen königlichen Urkunden die Traditionen der Gotik bewahrt, in seinen Privatbriefen aber sich einer ganz anderen Schrift von modernem Charakter bedient.

Kurz gesagt: mit Entschiedenheit ergreift der Mensch Besitz von sich selbst. Er steht weniger unter dem Einfluss des Formalismus und der Ueberlieferungen, das magister dixit hat keine Kraft mehr. Man schwört weniger auf das Wort des Aristoteles, sondern vertraut lieber der eigenen Vernunft und den eigenen Augen. Hierin besteht die geistige Umwälzung des XVI. Jahrhunderts.

Die Schrift wird von jetzt ab völlig persönlich und gelangt zu den unzähligen Variationen, die wir in der Gegenwart wahrnehmen. Mit Kalligraphie befassen sich nur noch wenige Menschen. Man überlässt sie den Abschreibern und Schulmeistern. Wer schreiben kann, hat sich seine eigene, freie unmittelbare Schrift gebildet, ohne sich sonderlich darum zu kümmern, ob er Fraktur, viereckig oder rund schreibt: seine Schrift wird ein Teil seiner Persönlichkeit.

2. Franz I. und seine Zeit.

Franz I. hat gründlich mit dem Mittelalter gebrochen, welch' eine anmutige und künstlerische Schrift! Wohl hat er das Recht, sich den Wie-

derhersteller der Wissenschaft zu nennen. Wenn je eine Schrift ihren Urheber geistig und sittlich seinem innersten Wesen gemäss wiederspiegelt, so ist es wohl die seinige. In ihr ist alles hervorragend und eine glänzende Offenbarung persönlichen Wertes: Er ist ein Intuitiver, ein Theoretiker, ein Idealist ersten Ranges. Kaum eine oder zwei Bindungen. Welcher Reichtum des Geistes, welche Kraft und Fülle eigener, schöpferischer Gedanken.

Aber er ist zugleich ein schlechter Logiker. Ein König von solcher Beschaffenheit muss ein untauglicher Politiker und ein grosser Beschützer der Künste sein. Ihm ist zuviel von der Fähigkeit des Schauens zu teil geworden. Er ist ein Dichter. Man fordere nicht von ihm die friedliche Arbeit des Pflugochsen. Dieses Hirn sprüht Funken, es assimiliert sich nichts. Der Mann ist ein Träumer, ein Idealist, ein Utopist. Die ununterbrochenen Niederlagen der Franzosen in Italien bringen ihn nicht von

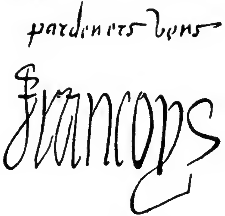


Fig 1. — Franz I.

der Tollheit eines neuen Feldzuges ab. Das Missgeschick von Pavia entspricht dieser Veranlagung seines Geistes.

Der Schönheitssinn aber hat sich in ihm herrlich entwickelt. Welche Anmut! Alles ist harmonisch in dieser Schrift. Hier liegt ein beständiger Parallelismus, ein richtiges Gleichgewicht aller Züge vor, ein Verhältnis, das, wenn es berechnet wäre, nicht diesen Reiz der Unmittelbarkeit haben könnte.

Eine so schöne Handschrift kann man sich nicht einfach ausdenken. Sie muss spontan der geistigen Kraft entspringen durch die in sich formvollendete Anmut, die man nicht willkürlich erwirkt, nicht berechnet, nicht erlernt, die aber aus einer harmonischen Gesamtheit hervorgeht, eine Re-

sultante, die das Auge des Beschauers für schöner hält als die Schönheit selbst.

Diese Schrift ist von vollendeter Anmut. Franz I. schreibt der Kaiserin-Gemahlin Karls V. Man darf annehmen, dass er seine schönste Handschrift wählte. Unseren Zwecken entspräche das Schriftstück besser, wenn sein Duktus freier, unmittelbarer, intimer wäre. Es ist aber nicht schwer, sich diese Buchstaben minder sorgfältig in der Ausführung und Harmonie vorzustellen.

Er ist von einem bewunderswertem Freimut. Die grösser ausgehenden Worte fallen überall auf „Madame", „gentilhomme", „pardevers". Höchst königlich ist die Unterschrift. Die Paraphe des XV. Jahrhunderts ist ganz verschwunden. Die hohen, grossartigen, nicht verworrenen, kühnen, freien, zu einander im richtigen Verhältnis stehenden Buchstaben lassen diese Unterschrift als wahrhaft typisch erscheinen.

Der Wille ist zähe. Man achte auf den Haken in dem Endbuchstaben des Wortes „vous", dritte Zeile. In einem anderen Autographen enden alle Unterlängen mit einem Haken, der sehr ausgeprägt erscheint. Diese Zähigkeit ist eine Stärke, aber eine Stärke, infolge deren er oft ungeheure Fehler begangen hat.

Die grossen Federzüge im s zeugen von einer Einbildungskraft, die das Urteil beeinträchtigen kann. Wohl besitzt er trotzdem von Natur Geistesklarheit, aber die Phantasie herrscht vor. Seine Schriftzüge sind lebhaft und eckig. Er schreibt vons statt vous: das n ersetzt das u, wie dies beim Starrsinnigen der Fall zu sein pflegt. Seine viereckigen Keulen zu Ende der Buchstaben sprechen für den entschlossenen Menschen, der auf seinem Kopfe besteht. Alle Ruhmestaten und alle Missgriffe seines Lebens sind in dieser Schrift enthalten.

Die Neigung einiger Buchstaben verrät, was er an Gefühl besitzt. Im Uebermasse ist es nicht vorhanden. Seine kräftige, druckreiche Schrift ergibt Sinnlichkeit. Wir sehen hier den Mann von mehr sinnlicher als liebevoller Naturanlage.

Um den Abstand zu ermessen, der uns vom Mittelalter trennt, vergleiche man die Schrift Franz I. mit einer der weiter oben angeführten

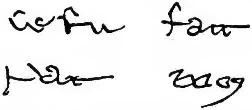


*Fig. 2. — Beispiel einer gotischen Schrift.**)

*) Eine jener von Michon „weiter oben" angeführten Schriftproben aus der „gotischen" Epoche, die hier, um

Schriftypen, und man wird die vollständige Veränderung gewahr, die hier vor sich gegangen ist. Die grosse Einfachheit und Vornehmheit, die schöne, hier ersichtliche künstlerische Form trifft man dort nicht an.

Das Mittelalter erscheint stets etwas gesucht. Es ziert sich und möchte auffallen. Hier aber haben wir eine Natur, die völlig durchsichtig in ihrem Ausdruck ist. Einer solchen Seele kann man bis auf den Grund sehen. Man begreift deren Loyalität und den Edelmut der Empfindlichkeit, die ihm jene grossen und traurigen Worte eingab: „Hohe Frau, alles ist verloren, nur nicht die Ehre."

Nach der Schrift des Herrschers wollen wir die der hervorragendsten Männer seiner Zeit betrachten. Der Connetable Anne de Montmorency, eine der grössten Persönlichkeiten des XVI. Jahrhunderts, zeigt

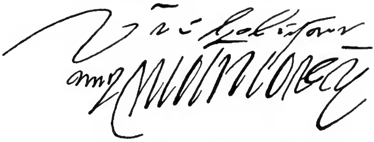


Fig. 3. — Connetable Anne de Montmorency.

uns eine Schrift, die fliessend und schnell ist, von äusserster Eindrucksfähigkeit, von unglaublichem Feuer. An den Tagen von Ravenna und Marignano hatte er sich ausgezeichnet; zum Marschall war er ernannt worden für seine heldenhafte Führung während der Schlacht an der Dicocco. Losgekauft aus der Gefangenschaft, in die er bei Pavia geraten, trug er viel dazu bei, den König mit Karl V. zu versöhnen. Er besitzt in hohem Masse Feuer, Ungestüm und Leidenschaft. Und wahrlich, er schreibt auch kräftige Federzüge! Ueberall in dieser Schrift zeigen sich die Säbelstriche. Auch er hat die Intuition eines mehr gefühlsmässig denkenden als vernunftgemäss folgernden Geistes, der aber dennoch zur rechten Zeit Logik und Deduktivität besitzt. Von Natur feinfühlig, gewandt und schlau ist er ein Diplomat. Deshalb leitete er auch lange mit ebenso viel Gewandtheit als Scharfblick die Staatsangelegenheiten. Eine so leidenschaftliche Natur musste aber Fehler begehen und sich ins Verderben stürzen. Er fiel 1541 in Ungnade. Durch sein geschmeidiges, einnehmendes Wesen gewann er jedoch unter Heinrich II. die Hofgunst wieder.

---

einen Massstab abzugeben, reproduziert sei. Sie ist einem Schriftstück des Jehan, Sire de Joinville, vom Jahre 1308 entnommen. Im Original sind nach Michons Angabe die Wortabstände noch grösser.

Die Paläographen haben diese Schrägheit der Schrift für ein Ergebnis der Mode zur Zeit der Renaissance angesehen. Aber Franz I., der durchaus nicht durch Herzenseigenschaften hervorragt, der nicht die beim Connetable so ausgeprägte leidenschaftliche Empfindung besitzt, Franz I. der Theoretiker, der Utopist, der von Eroberungen in Italien träumt, schreibt fast ganz steil, indes alle Buchstaben des Connetable sich neigen. Damit wäre die vermeintlich der Mode entspringende Ursache endgültig erledigt.

Hier J e a n B r e t o n, Sekretär des Staates und der Finanzen, der 1537 einen Brief an den Kanzler Dubourg folgendermassen schliesst. Schreiben

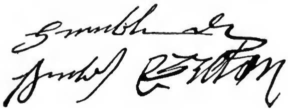


Fig. 4. — Jean Breton.

wir heute etwa anders, von den Abkürzungen abgesehen, wenn wir von der Einbildungskraft beherrschte Naturen sind? Franz I., Anne de Montmorency sind Intuitive; unser Geldmann aber erscheint als ein rein deduktiver Geist, ein Logiker, der folgerichtig schliesst, ein positiv und praktisch veranlagter Mensch. Er hätte nie zu den tollen Unbesonnenheiten in Italien geraten — alle Buchstaben sind verbunden.

K a r l, Herzog von Angoulême und Orléans, dritter Sohn von Franz I., artet seinem Vater sehr nach. Von ihm hat er den im höchsten Grade



Fig. 5. — Karl, Herzog von Angoulême. (Sohn von Franz I.)

intuitiven Kopf geerbt. Sein Geist ist massvoll, klar, sparsam; der grosse Schwung des väterlichen Genies fehlt ihm. Seine Unterschrift ist königlich. Einfachheit, Ruhe, grosse Offenheit, Herzenskälte, nicht ungleich seinem Vater, sind die Hauptzüge seiner Schrift. Jener Sinn für Anmut und Schönheit, der sich in der Handschrift Franz I. zeigt, fehlt ihr. Sie ist etwas abgezirkelt und schwerfällig.

Hier aber ein anderes Kleinod von Handschrift, welches die Theorie der Graphologie vollkommen bestätigt. Es ist die der „Marguerite des Mar-

guerites“ („Perle aller Perlen“), **Margaretens von Angoulême**, der Schwester Franz I., deren literarische Werke so grosses Aufsehen erregten.

Diese Schrift ist typisch als Beispiel für den ästhetischen Sinn, die poetische Veranlagung. Ueberall finden sich Majuskeln, so einfach und so harmonisch, wie die schnelle Schrift sie nur hervorbringen kann; der Schönheitssinn führt zur Annäherung an die typographischen Formen und äussert sich durch besondere Anmut.

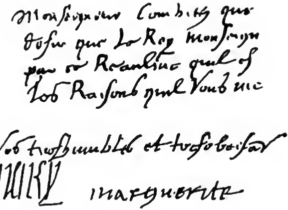


Fig. 6. — Margarete von Angoulême, Königin von Navarra. (Schwester von Franz I.)

Wenn diese Schrift auch minder hoch und breit und grossartig erscheint als die des Königs, so übertrifft sie dieselbe doch bei weitem an Schräge. Hier ist mehr Feinfühligkeit, mehr Herz. Die Schwester hat die gleiche grosse Lebhaftigkeit wie der Bruder. Sie besitzt im Grunde viel Offenheit, aber es zeigen sich einige keilförmig auslautende Wörter. Sie hat zugleich weibliche Verschlagenheit. Ihre geistige Veranlagung ist besser equilibriert als bei Franz I. Intuität ist wohl vorhanden, aber zahlreiche Bindungen bezeugen die Fähigkeit, vernunftgemäss zu folgern. Sie ist positiver, praktischer als ihr Bruder. Dies ist eine schöne französische Schrift, worin sich unser ganzes nationales Genie bekundet: ein enzyklopädischer Kopf, Gedanke und Vernunft, Produktion und Assimilation, deutlich ausgeprägte Empfindsamkeit, die aber von der Vernunft geleitet wird; sehr viel dichterische Kraft, ein Geist von seltener Anmut, eine redliche und loyale Natur, klug genug, um die grossen Angelegenheiten des Lebens mit Takt zu behandeln, geradsinnig genug, um das Wahre zu suchen und zu lieben.

Mit dem Bruder hat Margarete die Zähigkeit gemein; sie hat für Häkchen eine Vorliebe. Ihre Einbildungskraft weiss sie besser zu zügeln. Die Empfindung für Grösse und Pracht ist dagegen geringer.

Besässen wir auch aus der Renaissance keine andere Schrift als die Margaretens von Navarra, so könnten wir doch den Uebergang der französischen Nation zu neuen Formen der Bildung und ihren endgültigen Bruch mit dem Geiste der alten Welt feststellen. Dieser Brief stammt aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Wir dürften kaum, selbst im XVII. Jahrhundert nicht einer schöneren französischen Schrift aus der Feder einer Frau begegnen. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass die kriegerische Art und Weise, die das XVI. Jahrhundert besonders kennzeichnet, hier ebenfalls stark zutage tritt! Margarete ist eine männliche Natur. Ueberall der spitzige, ansteigende Säbelstrich.

Wenn wir vom Hofe zur Geistlichkeit übergehen, treffen wir dieselbe Umwandlung der Schrift. Die Umwälzungen des XVI. Jahrhunderts sind so tiefgehend, dass selbst eine denNeuerungen am wenigsten zugängliche Körperschaft davon ergriffen wird.

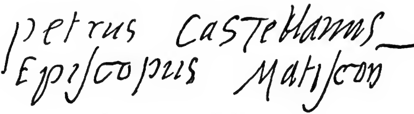


Fig. 7. — Pierre au Châtel, Bischof von Macon.

Wo fände man etwas Anmutigeres, Eleganteres, Poetischeres, leichter Hingeworfenes als die Schrift dieses Bischofs von Mâcon, Pierre du Châtel, eines Mannes von umfassender Bildung, den Toleranzideen geneigt, der sich seines geistigen Einflusses auf Franz I. bediente, um ihn zur Förderung der hebräischen und mathematischen Studie zu bewegen!

Diese drei Zeilen, welche so wenig Worte enthalten, glänzen durch Poesie, Intuition und Idealismus. DerSchreiber ist vor allem ein Denker. Man sehe nur die Drucktypen C, E, M. Wenn je, so liegt hier eine moderne Schrift vor. Er unterzeichnet wahrhaft vornehm.

3. Heinrich IV. und sein Minister.

Bevor wir jetzt an das Studium der grossen Gestalt Heinrichs IV. gehen, müssen wir eine für die graphologische Wissenschaft hochbedeutsame Tatsache feststellen. Seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts befinden wir uns inmitten der modernen Schrift: es hat sich folglich ein Schrifttypus herangebildet, der vollkommen übereinstimmt mit der neuen

geistigen und sozialen Bewegung, die langsam wie alle grossen Geschehnisse vor sich gegangen ist von den ersten Erschütterungen des Menschengeistes im XI. Jahrhundert bis zur grossen Krisis des XVI., von der man sagen kann, dass sie den modernen Menschen hinstellt in der vollen Entfaltung seines denkenden und folgernden Vermögens. Ich wähle hier die Schrift eines Mannes, der seine Zeit verkörpert, Claude Groulard, erster Präsident am Parlament der Normandie, gestorben 1607. Das vorliegende Schriftstück stammt aus dem Jahre 1590, ein gut gewählter Zeitpunkt. Der Schreiber ist übrigens ein hervorragender Beamter, der in der Geschichte als ein Mann von Charakter und Gelehrsamkeit lebt, dessen Vaterlandsliebe und Aufopferung sich niemals, auch unter den schwierigsten Umständen nicht, verleugnet.

Die alte, gotisch genannte Schrift besteht hier nicht mehr. Nicht die geringste Spur hiervon lässt sich in diesen Schriftzügen finden. Hier liegt uns in der Tat die kraftvolle, scharf umrissene und genaue Formgebung eines grossen Geistes vor, eines festen, fast starren Charakters, eines Kopfes, dessen Urteilskraft durch das graphische Zeichen der grossen Deutlichkeit, der grossen geistigen Klarheit sich äussert. Ecken, Haken, Keulenzüge ergeben Willensstärke. Die Zickzackparaphe, die in einen Haken ausläuft, verrät uns unbeugsame Tatkraft. Wir haben hier eine typische Schrift für einen aufopferungsfähigen und mutigen Charakter. Die grösser auslaufenden Wörter bezeugen die Loyalität dieser Seele. Die Unterschrift hat das Gepräge der Vornehmheit.

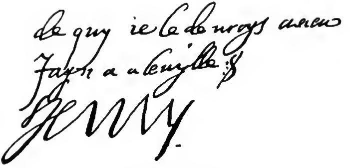


Fig. 8. — Heinrich IV.

Heinrich der Grosse sei nunmehr angeführt. Hier tritt uns eine der bedeutendsten Individualitäten unserer Geschichte entgegen. Heinrich IV., der einzige König, den das Volk nicht vergessen hat, muss auch

in der Schrift seine lebendige, eigenartige Gaskognerphysiognomie bewahren. In den typischen Merkmalen der kühnen, rasch hingeworfenen Federzüge müssen wir all den Gegensätzen begegnen, die nach zeitgenössischen Berichten in diesem energischen und unmittelbaren Charakter hervortreten.

Ein Kopf von vielseitigen Fähigkeiten, enzyklopädischer Organisation und geistigem Gleichgewicht: er besitzt den Scharfblick der Intuitiven und den praktischen Instinkt der Deduktiven. Doch ist er mehr ein Mensch der Logik als der Intuition. Ihm ist das Wort verdacht worden, „Paris ist wohl eine Messe wert"; es entspricht seiner logischen und positiven Natur.

. . . .

Heinrich IV., der mehr ein Mann der Vernunft als der Idealität war, sollte den Erfolg seiner Politik sehen; er erkaufte ihn um den Preis einer Glaubenslehre, die ihn wenig quälte. Hatte sie ihm doch Mittel und Wege gewiesen, sein Gewissen wegen seiner Liebesabenteuer zu beruhigen. Heinrich IV. gibt sich offen als ein Mann von starken Gefühlen und Eindrücken. Ihnen überlässt er sich ohne Gewissensbisse und mag es gern leiden, wenn das zum Volksliede gewordene Kouplet ihn hinstellt als einen Mordskerl.

„Dem dreierlei Talent verliehen:
Das Trinken und das Fechten,
Das schnelle Liebeswerben."

Mit dieser Sinnlichkeit aber, welche die Schrift so deutlich anzeigt, verbindet sich ein starker, zäher, ausdauernder Wille. Seine Schrift ist eckig. Sie weist uns bald die Keule des Willensstarken (nullement), bald die kleinen, niedrig gesetzten t-Querstriche, welche Entschlossenheit bekunden. Wenn er einsieht, dass er sich bei einer Gabriele zu lange vergessen hat, gibt er sich einen Ruck und ruft: „Nun sind wir lange genug König von Frankreich gewesen, jetzt wollen wir wieder König von Navarra sein."

Die grosse Beweglichkeit seiner Buchstaben, deren Unterlängen unharmonisch in die untere Zeile hinübergreifen, bezeugt die Entwicklung der Einbildungskraft, die den Menschen übel berät und nicht selten Launenhaftigkeit im Gefolge hat. Aber es ist ersichtlich, mit welcher Tatkraft und Selbstbeherrschung er dieser Phantasie Zaum und Zügel anlegt, damit sie ihn weder zu weit noch zu lange irreführt.

Heinrich IV. besitzt grossen Freimut. Kleinliche Schlauheit ist ihm fremd. Er schreibt wenig keilförmige Wörter; viele derselben laufen sogar grösser aus. Er hat diese Winkelzüge nicht nötig, welche oft die Waffe des Schwachen sind; doch besitzt er grosse Gewandtheit, Diplomatie ersten Ranges. In grossen Windungen schlängelt sich die Zeile. Man verfolge

deren Bewegung, nicht ungleich dem Anschwellen einer grossen Meereswelle. Meines Erachtens reicht Heinrich IV. an Talleyrand heran. Er ist äusserst schlau und sehr misstrauisch. Er hat viel Menschen gesehen und kennt sie gut. Er stammt aus einem Lande, wo man auf der Hut sein muss.

Stets sind die Bearnesen
Falsch und höflich gewesen.

Man sehe nur, wo zu Ende der Zeile etwas leerer Raum übrig bleibt, ebenso auch bei der ersten und letzten Zeile, wie er ihn mit einer von ihm ersonnenen Paraphe ausfüllt. Der geriebenste Advokat sieht sich nicht besser vor.

Trotz der vornehmen, grosszügigen Schrift und des hochmütig edelmännischen Gebahrens ist dieser vorsichtige und verschmitzte Mann in Geldsachen genau und hängt am Besitz. Das typische Zeichen dafür ist nicht bis zur Knauserei ausgeprägt; schenkt er aber, so tut er es mit Bedacht. Um kein Papier zu verlieren, rückt er die Zeilen eng aneinander. Seinen tapferen Kriegsleuten teilt dieser König weit freigiebiger Lobsprüche als Gelder aus; mit dieser klingenden Gaskognermünze zahlt er ihnen das in zwanzig Schlachten vergossene Blut. Daher hinterlässt er auch bei seinem Tode einen für jene Zeit beträchtlichen Staatsschatz. Eine Herrschaft, die ohne Millionen von Schulden abschliesst, ist wahrlich ein Wunder. Ich glaube, das Volk hat ihm diese Ersparnis der öffentlichen Gelder höher angerechnet als die sagenhafte Verheissung des Huhnes im Topfe. Seine Handschrift spricht für gut geordnete Geldverhältnisse.

Wir dürfen die Unterschrift Heinrichs IV. nicht vergessen. Sie zeichnet sich aus durch Weite, Einfachheit, Stolz, königliche Grösse. Diese Unterschrift ist typisch. Instinktiv zeichnet Ludwig XIV. gleich ihm, übertreibt aber die Höhenausdehnung der Buchstaben.



Fig. 9. — Sully.

Wir müssen jetzt seinen grossen Minister Sully erwähnen, der den König niemals schonte und ihm eines Tages schlankweg, mit Bezugnahme

auf seine tollen Streiche erklärte: „Sire, man könnte unmöglich ein Königreich fröhlicher aufs Spiel setzen!"

Wenn die Schrift von Sully — er zeichnet Rosny — diesen grossen und edlen Freimut nicht zeigte, wäre die Graphologie eine Dummheit. Man beachte die grösser auslaufenden Wörter „faietes", „difficulté"; nicht anders wie sie in Kinderschriften vorkommen. Die Schrift rückt eng zusammen; ein Kennzeichen für Sparsamkeit; die Buchstaben sind meist verbunden und bezeugen den logischen, praktischen, positiven Kopf, bei dem die Tat rasch den Gedanken folgt. Die Schrift hat ein grossartiges, fürstliches Gepräge: es ist ein König von anderer Art als Heinrich IV., weniger von Leidenschaft und Phantasie beherrscht, ein Weiser. Die Ecken sprechen für Festigkeit, eine weibliche Natur ist Sully nicht. Er setzt n für u, schreibt qnatre statt quatre: seine königliche Unterschrift besitzt als besonderes Merkmal eine furchtbare Keule: Entschlossenheit, die nichts erschüttert.

(Schluss folgt.)

Mitteilungen.

Charakterologie.

Charakteristik eines Dichters.

Ein Beitrag zur Psychologie des „Idealismus".

Leicht bewegt ist seine Seele, leicht von einem Wollen ganz ergiffen. Er hat wenig in sich zu uberwinden, um ausser sich zu sein. Seine Neigungen wechselnd mit den Anregungen des Augenblicks schwellen rasch bis zur Unwiderstehlichkeit der Leidenschaft, um befriedigt ebenso schnell vergessen zu werden. Sein Selbstvertrauen ist einem sehr langen und sehr dunnen Halme vergleichbar. Bald strebt es im Rausch des Schaffens zu Wolkenhöhe, bald genügt das Stirnerunzeln eines Beliebigen, um es bis auf den Boden der Verzweiflung zu pressen.

Er spricht viel und nie ohne Gefuhlsbetonung: Hass und Liebe, Lachen und Weinen wogen in der seltsam erregenden Melodie seiner Stimme. Sein Benehmen zeigt eine formlose Unmittelbarkeit. Er hat den Scharfblick des Misstrauischen, aber nicht genug Selbstbeherrschung, um Diplomat zu sein. Fieberischer Lebensdurst ist der alles bewegende Trieb seines Wesens. Nur im Taumel des Begehrens empfindet er Lust; das erlangte Gut ist ihm schal. Zu vorübergehendem Gleichmass des Handelns vermag er sich nur aus Trotz zu zwingen. Wohl kämpft er gegen seine Unersattlichkeit; aber seine Triebe sind starker als seine Entschlüsse. Eine einzige Wallung wirft alle Vorsatzdämme in Trümmer. — Doch er ist „Dichter" und ein Mensch von Sehnsucht nach hoher „Sittlichkeit". Er durchwatet Moräste und giesst einen Traum von Sonnenschein über sie aus. Sein Blick sucht die Götter und auch im Schlamm der Niederungen lügt er sich in einen Schein von Grösse.

Es gibt Menschen, denen Wunsch und Wille eines ist. Sie planen nur, was sie augenblicklich oder später ausführen werden. Mögen ihre Ziele dem Gebiete des Denkens oder der Fertigkeiten angehören, stets ist die sozusagen handgreifliche Wirklichkeit ihr Gegenstand. Sie kennen keine Scheinbefriedigung, kein erträumtes Glück. Die Hindernisse auf ihrem Wege räumen sie weg oder sie scheitern daran. Das Bewusstsein ihres Wertes hängt am Bewusstsein ihres Erfolges. Sie können fromm sein; aber ihr Gott — wäre er auch die Allmacht und Allweisheit selbst — er ist doch ein Handelsmann. Wunsch- oder Dankopfer steigen empor zu ihm, jenachdem er die Saat unter gütiger Sonne gedeihen oder unter ungnädigen Hageln verderben liess. Sie sind die Brückenbauer über den Abgründen des Lebens und schreiten hinüber straff und kalt und ohne die Neugierde, welche in die Tiefen wittert. — Es gibt andere, die den Hemmungen des Lebens oder dem Uebermass ihrer Absichten nicht gewachsen sind. Den Rahmen ihrer Neigungen aber so eng zu spannen, dass ihre Tatkraft ihn erfüllen könnte, wäre ihnen ärger als Tod. Darum erscheint ihnen die Welt im Grunde zerklüftet, ein ergänzendes Jenseits fordernd. Mag Temperament und Endziel noch so verschieden sein, eines kennzeichnet den „Idealisten": der Glaube an die Kraft des Wunsches. Aus der Ohnmacht heraus träumt er den Traum einer übermenschlichen Vollkommenheit. Knieend in Anbetung vor der bildgewordenen Glut seines Wunsches erhebt er sich zum überschwänglichen Bewusstsein einer weltfremden Grösse. Er windet Rosenketten um die Abgründe des Lebens und berauscht sich an betäubenden Düften, während der Blick mit Lust und Grausen in schwindelnde Tiefen hebt.

Dieser Dichter ist „Idealist". Ohne die Kraft sich zusammenzufassen, ein Knäuel zerfahrender Begierden, steht er in der lustschäumenden Brandung des Lebens. Wie ein Ertrinkender hängt er am Traum seiner Götter und Hinterwelten. Mit seltener Kraft der Lüge panzert er seine allzu weiche Seele, vergoldet er seine allzu tiefen Augenblicke. Er gehört zu jenen, die mehr ihr Leben als ihre Werke dichten.

Er kann sich nicht genügen lassen am Duft einer Rose — darum liebt er die Keuschheit und hasst die verwegene Gier der Genusssucht. Ihn könnte ein lockender Blick verführen, treulos einen Schwur zu vergessen — darum zielt sein Grimm auf jeden lebensvollen Leichtsinn. Seine Eitelkeit ist um dürftigste Beifallsspende bereit, Würde und Bekenntnis zu tauschen — darum träumt er sich in die Erhabenheit der Selbstgenüge, schüttet er die Lauge seines Witzes über die Torheit des Erfolges aus und donnert sein geschriebenes Hohngelächter über die Grössten unter den Zeitgenossen. — Aus der Anbetung eines „sittlichen Ideals" nimmt er die Kraft, zu hassen und zu verachten und sich zu befestigen gegen das, was den Glauben an sein künstliches Selbst zerstören müsste.

Den Zuckungen schönheitsloser Wollust folgt die wütende Zerknirschung fanatischer Selbsterniedrigung und der unter stets grauseren Androhungen erneute Schwur. Aus dem Stöhnen der Reue erhebt er sich zum Seufzer des „Weltschmerzes" oder zum Entrüstungsfeuer des „sittlichen Wollens". — Mit beinahe konvulsivischer Gewalt drängen diese Zerrüttungen zu geistigen Entladungen. Seine Poesie hat im grossen nur diese zwei Seiten: weinende Wehmut oder sittlich-schwersinnige Ironie. Selten gerinnt ein deutliches Bild aus dem immer bewegten Willenswellenschlag. Fast aufdringlich zeigen die von Zufall und Gelegenheit herausgeworfenen Trümmer ihren feuerflüssigen Ursprung, aber wir vermis-

sen den Meister, der mit Bedacht die Formen wählt. Seine Verachtung der handwerksmässigen Seite künstlerischen Schaffens kennt keine Grenzen. Dichten ist ihm eine Explosion der von aussen eingespannten, der peinvoll unterjochten Gefühle: ein Mittel zur Selbstbefreiung des Gewissens von den Foltern der Reue. Jene im Kerne künstlerische Bildnerlust, jene zäh sich sammelnde Geduld, die um des Werkes willen Jahre der Mühsal und Zucht nicht scheut, ist ihm fremd und abscheulich. Was in seinen Dichtungen fesselt, was ihnen dennoch einen Hauch von Schönheit leiht, ist ein sittlich Schönes, wie es stets der Anblick einer nach Ruhe ringenden Seele bietet. Wann es selten einmal Gestalt wird, so erscheint es als Verkörperung der Sehnsucht nach dem ihm selbst am wenigsten Erreichbaren. Es sind jene naiveren Menschen, jene „Erbreichen der Moral", in denen eine nie zu verdunkelnde Herzensgüte Natur geworden. Was der Genius nur dichtet, das leben ihm diese kindlich einfachen Seelen. Hier ist in sich selbst beruhigtes Sein, hier eitelkeitslose Wahrhaftigkeit, hier klafft nicht die Kluft zwischen Wunsch und Tat. So erscheint ihm das Urbild, von dem alle erdichtete und erträumte Schönheit nur der Schatten ist. Wo aber könnte es lieber wohnen als in einem schönen Mädchen! Und wie gern ist er bereit, es eben dort zu vermuten! Wie stets in sein zu heftiges Geniessen, so spielt auch in seine sinnlichen Aufregungen dampfend und vergoldend hinein der Zug zur Anbetung einer „schönen Seele". Aber was ihm, dem Menschen, nie gelingt: Entsagung, Keuschheit, Ferne — das eben bildet den eigentümlichen Reiz seiner Dichtung.

Die kargen Minuten schöpferischen Dranges gewähren ihm, wonach er im Leben vergeblich trachtet: kurze Ruhe im Glück. Indem er richtend und verwerfend mit dem Leben zu spielen scheint, fühlt er sich über das Leben erhoben. Darum gilt ihm mehr als die lebendige Wirklichkeit eine aus dem Gegensatz zu ihr sich entfaltende Kunst. Er gewöhnt sich, sein Dasein in doppeltem Lichte zu sehen und die Beweggründe menschlichen Handelns mit verschiedenen Massen zu messen. Sein traumendes Selbst wird ihm das wahre, sein handelndes zum wirren Traum. Sein Tun und Lassen hat einen tröstenden Begleiter an dem heimlich genährten Glauben, dass es mit einem Hauch von Göttlichkeit erfüllt und darum menschlicher Abschätzung entzogen sei. Er fühlt sich verbunden mit dem Urwesen der Welt durch seine „Persönlichkeit" oder „Individualität". Sie ist ihm das höhere Prinzip, an dem jede Kritik zerbrechen muss. Von dieser Warte setzt er jedem Tadel das Lächeln absoluter Ueberlegenheit entgegen.

Aber noch keiner vermochte ganz zu genesen vom Willen zur Wahrhaftigkeit, auch wenn er bemüht war, ihn für das gefährlichste Gift zu halten. Es finden sich Augenblicke, die zur Selbstbesinnung Musse lassen, marternde Augenblicke der Einkehr und des Zweifels. Dieser Dichter will das Leben um jeden Preis und ist zugleich ein „moralischer" Mensch: er kann nicht ohne einen Schein von Grösse leben. Aus solchem Zwist beginnt in ihm ein zerstörerisches Philosophieren, eine rastlose Flucht des Gedankens vor der Gewissheit.

Mit schlecht verhehltem Ingrimm begegnet er dem wirklich Glaubigen: dem Menschen, der stark genug ist, Gesetze zu geben. Ein Chaos soll die Seele sein voll Gier und Drang und Idiosynkrasien — ein Wirbel dumpfen Müssens und wehvoller Verschlungenheit. Sein Verhalten zu den positivsten Schöpfungen

der Seele ist das „des Geistes, der verneint". Er versucht sich in allen Bereichen des Denkens, aber mit der uneingestandenen Absicht, Verwirrung zu schaffen und wieder aufzulösen, was etwa Form gewann. Flackernde Brunst und friedlose Flucht gilt ihm als verborgener Stachel aller: das übrige ist Schein, heuchlerischer Umweg, Diplomatie in der Wahl der Mittel. Alle Sophismenkünste einer verworrenen Dialektik müssen spielen, um jeder Klarheit des Geistes den Makel der Beschränktheit, jeder Strenge des Herzens den Vorwurf der Unfreiheit anzuheften. Er ist kein Aristokrat des Geistes, sondern ein Aufrührer und Leugner. Selbst der heroischen Gesinnung unteilhaftig muss er ihre Abzeichen schmähen und verfälschen wollen. Das verhängnisvolle Ideal der „Gleichheit" ist die eigentliche Grosstat des Neides.

So löst sich uns ein sonderbarer Widerspruch. Derselbe Dichter, aus dessen Munde Gesänge der Begeisterung erklangen zum Lobe der Sittlichen, findet Worte der Bosheit für die, deren Stolz noch das Leben zu meistern wagt. In das „Erlösung" begehrende Schluchzen mischen sich Spottgelächter und aus der kranken Sentimentalität seiner Verse brechen Blitze zynischer Bitterkeit. So entschleiert das Ende, was seiner Qualen Grund und Anfang ist: den l e e r e n Willen, den nackten Trieb, den Durst, der nie aus der Fülle trank. Ueber dem erst spannt sich der Himmel der Ideen aus: Symbol der Unerreichbarkeit und falscher Trost für solche, die nicht sterben können. Aber seine Sterne erzittern zuweilen, ein Dunst der Müdigkeit macht sie erblassen und der am Lebensfieber leidende Dichter ruft den Tod. „Wozu der Kampf? Die Welt eine Tragikomödie: eine Karrikatur des Ideals. Ringt nach den lockenden Zielen, sie sind doch vergänglicher Wahn. Nacht des Vergessens hüllt alles ein. Im Tode nur ist Ruhe. —"

E d w a r d G l e s k a.

Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, (Max Steinebach), München.

Aus „Die Renaissance“.

Von Jean-Hippolyte Michon.

Aus dem Französischen übertragen von Isabelle, Freifrau von Ungern-Sternberg.

(Schluss.)

4 Ludwig XIII. und Ludwig XIV. und ihre Staatsmänner.

Die Schrift Ludwigs XIII. besitzt das grosse, königliche Gepräge. Sie ist weniger beweglich, weniger fest, weniger phantasievoll als die Heinrichs IV. Mittelmässige Herrscher, welche Nachfolger von grossen Fürsten sind, schreiben immer etwas kalligraphisch. Wie Karl IX. hätte auch Louis XIII. Schreibunterricht in einer Schule erteilen können. Er ist offen und redlich und besitzt jene sanfte Gutmütigkeit, die so nahe an Schwäche grenzt.



Fig. 10. — Ludwig XIII.

Er ist ein reiner Logiker, Idealismus ist ihm völlig fremd: ein armseliger König, von einem Weibe und einem Kardinale geleitet. Die Unterschrift seines Friedensvertrages mit Sully, der sich in Guienne empört hatte, offenbart sein innerstes Wesen: sie ist durchgehend abgerundet. Die Majuskel L ist plump, die Handschrift zögernd, der Schlussbuchstabe gewöhnlich, das Ganze der Duktus eines Kindes.

Hier der fürchterliche Kardinal, jener grosse Terrorist des Königtums, der Montmorency köpfen liess.

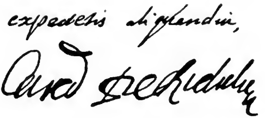


Fig. 11. — Richelieu.

Ein lateinisch abgefasster Brief, selbst von einem Kardinal und aus einer Zeit, da man noch sehr gut Latein verstand, wird stets etwas sorg-

fältig ausgeführt sein. Das lebhafte, unmittelbare Sich-gehen-lassen, welches den normalen Seelenzustand so treffend widergibt, ist immer etwas beeinträchtigt; die schroffe, eckige Schrift zeigt dennoch durchaus den grossen, furchtbaren Mann. Er ist ein Logiker, der aber auch geistige Schaffenskraft besitzt. Es finden sich Trennungen, aber die Schrift ist im allgemeinen verbunden: der Mann der Praxis, des Positivismus, der Tat tritt am meisten hervor; er ist mehr Oppositionsgeist als Denker. Dennoch hat er grosse Intelligenz und besitzt wohl ausgeprägtes geistiges Gleichgewicht. Die Schrift ist aber schroff und teigig, nichts Aetherisches und Spiritualistisches ist hier zu finden. Die irdischen Interessen eines Königtums sind in solchen Händen nicht übel aufgehoben, jedenfalls besser als die des Himmelreichs. Der kriegerische Instinkt dieses Mannes ist beachtenswert. Beim Hinschreiben von „aliquandiu" fügt er einen langen Endstrich an das q, der durch seine ausfahrende Bewegung das Wort zerschneidet. Unbeugsamkeit ist das charakteristische Merkmal dieser Schrift. Jeder Buchstabe dieser durchaus nicht kleinen Schrift ist gleichsam fest eingegraben; auch strebt sie zur Steilstellung. Was dieser Mann noch an Gefühl besitzt, das stirbt ab durch die Grundsätze und das angewandte System des Ministers.

Die Unterschrift, die stets um viele Jahre älter zu sein pflegt als der Text der gewohnheitsmässigen Schrift, weist einige ziemlich weiche Rundungen auf. Von der evangelischen Milde des Geistlichen hatte der Bischof von Luçon übergehen müssen zur Strenge eines Vollstreckers der Strafgerichte des Königtums, um endlich diese grossen Herren zu demütigen, die stets im Begriff waren, sich in ihren Provinzen zu empören. Richelieu liess sie enthaupten, ihre Schlösser der Erde gleich machen und schuf mehr monumentale Ruinen im alten Frankreich als die Schreckensherrschaft um 1793. Seine Unversöhnlichkeit bezeugt der Keulenzug: uti. Doch er zeichnet gleich einem Herrscher, und zwar mit vollstem Recht. Er ist in weit höherem Masse König als sein Herr.

Aber ich möchte die ungezwungene Schrift von Richelieu betrachten. Als er an die gelehrten Herren der Sorbonne schrieb, war seine Schrift ersichtlich sorgfältiger. Der Löwe hat an jenem Tage die Krallen etwas eingezogen. Was sagt die folgende Schriftprobe?

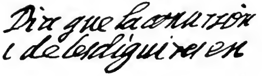


Fig. 12. Richelieu.

Man braucht kein graphologisches Handbuch gelesen zu haben, um zu begreifen, welch unbedingte Schroffheit und Unversöhnlichkeit aus diesen Zügen spricht. Die unteren Ecken der Buchstaben sind sehr stark ausgeprägt. Die Schrift ist steif und teigig, eng zusammengedrückt, dem Auge missfällig.

Während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. ist Mazarin der allmächtige Minister. Er erscheint vor allem als ein Mann der Logik, des



Fig. 13. — Mazarin.

Positivismus und der Tat, aber hinreissungsfähiger als Richelieu. Schon die gewundene Schlangenlinie seiner Unterschrift drückt die italienische Gewandtheit und diplomatische Veranlagung aus. Dieser Zeilenführung begegnen wir in all seinen Autographen.

Richelieu zeichnet wie ein König, Mazarin zeichnet bürgerlich mit der charakteristischen, komplizierten Paraphe, in die sich auch ein Zickzackzug mischt: die Gewandtheit eines tatkräftigen Mannes aus dem Mittelstande bekundend.

Wenn man den Gegensatz von zwei Naturen sehen will, halte man die Unterschrift Mazarins gegen die des guten, heiligen Vincent de Paul. Es sind Zeitgenossen, die gemeinsam im vertrauten Rate der Kö-



Fig. 14. — Vincent de Paul.

nigin-Regentin sitzen, aber sie ähneln einander kaum. Der eine besitzt den redlichen Freimut, die ungetrübte Ruhe einer schönen Seele; der andere ist ein Mensch der Leidenschaft völlig in Anspruch genommen von den Sorgen einer ränkereichen Politik.

Endlich kommen wir zum Sonnenkönig, jenem grossen Ludwig, der in Jagdstiefeln, eine Peitsche in der Hand, befehlerisch im Parlamente auftritt. Dies ist ein ganzer Mann, der königlich zu befehlen weiss. Mit Ruhm wird er regieren. Und Ruhm bedeutet für ihn Menschenmassen auf dem Schlachtfelde zu opfern. Aber dieser Ruhm ist sein und so nennt man ihn mit Recht einen grossen König. Hiezu kommt noch der Prunk seiner Regierung, herrliche Bauten, Versailles vor allem, auf diesem Boden Frank-

reichs, das einen Ueberfluss an königlichen Residenzen aufweist, die in der Architektur mit einander wetteifern: Saint-Germain-en-Laye, Blois, Compiègne. Er aber spannte bis zum äussersten die Kraft des königlichen Absolutismus, der durch diesen Hochdruck ein Jahrhundert später scheitern sollte — eine Katastrophe, die Fénélon vorausgesagt hatte. Fénélon aber galt bei seinem Herrscher als der „erste Schöngeist und der erste Phantast" seines Königreichs. Könige sind schwer zu beraten.

Wir haben hier den ganzen Ludwig XIV. Es ist die Schrift eines Logikers, dem viel Intuition zu gebote steht. Doch entwickelt er seine Gedanken mehr aus Schlussfolgerungen als aus unmittelbarer Eingebung. Was aber in ihm an Produktivität, an schöpferischem Vermögen vorhanden ist, das hegt und ergänzt sehr die Fähigkeit des Vergleichens, der Assimilation, der Umsetzung des Gedankens in die Tat. Seiner Eindrucksfähigkeit ent-

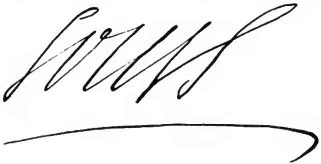


Fig. 15. — Ludwig XIV.

spricht die geneigte Schrift; aber die Empfindsamkeit ist nur mittleren Grades; der Kopf reagiert energisch und legt der Leidenschaft Zaum und Zügel an, falls ernste Gründe es gebieten. Uns liegt hier keine Sensibilität vor, die sich nicht beherrschte. Es ist schwer eine Schrift zu finden, deren Ecken schärfer ausgeprägt wären. Gewisse a bestehen nur aus Winkeln: „advantageuse", „amitié". Dies bekundet Festigkeit, Strenge, Unbeugsamkeit im höchsten Grade. Alles muss sich dieser Willensstärke beugen. Das berühmte Wort: „Ich hätte beinahe gewartet", drückt ganz das Ungestüm einer Seele aus, der alles weichen wird. Die vornehme Gebärde, das auf die Spitze getriebene Machtbewusstsein, eine Offenheit, die sich zur Schau stellt, weil die Allmacht sich nicht zur Schlauheit herablassen mag, tragen bei zur Vollendung einer Schrift, die seltsam erscheinen möchte, geflissentlich von der Feder hergestellt, um die Unbeugsamkeit des Willens zu zeigen.

Hierin liegt vor allem die Dominante dieser Schrift und der Ursprung all dessen, was dieser Mann Grosses vollbrachte. Er verstand sich der Stärke seines Willens richtig zu bedienen. Welche Unbeugsamkeit aber

auch dieser Schrift innewohne, mag sie nun Ungestüm offenbaren, dem keine Schranken gesetzt sind, eine Heftigkeit bekunden, die keinerlei Einwendungen duldet, so besitzt sie doch noch eine bedeutende Fähigkeit, ausgedrückt durch das Zeichen der gewundenen Zeilen, ja selbst gewundener Worte: die diplomatische Fähigkeit. Bei all seiner Willensstärke versteht er sich noch auf gewandtes Unterhandeln.

Einige Worte füllen bei ihm die ganze Zeile aus: Geschmacksrichtung auf Prunk und Verschwendung; die Endsilben sind verkürzt und brechen plötzlich ab: sparsamer Sinn. Er will also viel zusammenraffen, um viel ausgeben zu können. Sparsam nach seiner Façon, schreibt er häufig wie der Kaiser Augustus, der am Ende der Zeile, um Raum zu ersparen, noch einige Worte hinzufügte, nichtsdestoweniger aber das Geld zum Fenster hinauswarf, um das römische Volk dem Schauspiele zu gewinnen. Die Unterschrift Ludwigs XIV. setzt sich aus Buchstaben zusammen, deren übermässige Höhe in keinem Verhältnis zu ihrer Enge steht und eine Schwäche verrät: übertriebenes Gefühl seiner Macht und seiner Kraft lässt ihn sich aufblähen wie den Frosch in der Fabel. Sein Grossvater, Heinrich IV., vermeidet diese Schwäche und besitzt in dieser Hinsicht mehr wahrhafte Grösse. Jener König aber, der sein Haupt mit einer Löwenperrücke bedeckte und sich zum Sklaven der Etikette machte, wird durch diese graphische Ziererei vollkommen wiedergespiegelt. Der den Namen unterstreichende lebhafte Federzug endigt oft mit dem Zähigkeitshaken.

Alles in allem ein geborener Gewalthaber, der leider seine Macht auf die Spitze trieb und jene Form des Ultraabsolutismus schuf, der zu seiner Dauer einer eisernen Faust und Sklaven bedarf.

Wir besitzen viel Autographen Ludwigs XIV. Er ist der erste König, dessen Werke man herausgegeben hat. Ihr Gedankengehalt ist sehr beachtenswert, denn er ist gleich seinem Colbert und seinem Louvois ein grosser Administrator gewesen. Seine so lebhafte Schrift, darin sich die Befähigung zur Leidenschaft ausspricht, ist gleichzeitig das Produkt eines Kopfes, der alles ordnet und einrichtet und selbst seine Torheiten mit Regelmässigkeit betreibt. Ein Geschichtsschreiber, der auch Graphologe wäre, müsste aus dieser schönen Schrift die ganze Persönlichkeit Ludwigs XIV. erstehen lassen, welche bis jetzt nur ungenügend erforscht wurde infolge der seltsamen Lobhudeleien, mit denen die Zeitgenossen ihn überhäuften und auch infolge der Kritik, die sich als Reaktion gegen diese Vergötterung wandte. Auf seine richtigen Verhältnisse zurückgeführt bleibt er immer eine der bemerkenswerten Persönlichkeiten, die in der grossen Geschichte unseres grossen Volkes auftreten.

Noch ein Blick auf Colbert und Louvois, diese zwei Nebenbuhler, die wechselweise der Undankbarkeit Ludwigs XIV. aufgeopfert wurden. Wer behauptet, man schreibe stets die Schrift seiner Zeit und seines Landes, der wird hier grausam Lügen gestraft.

Die Handschrift des grossen Colbert sticht stark ab von dem vornehm-grossen Schriftzügen seiner Zeitgenossen. Mit Ausnahme der Unterschrift, in welcher sich die grosse Persönlichkeit äussert, weist hier nichts auf den Mann des XVII. Jahrhunderts hin. Vielmehr offenbart sich hier inmitten des Glanzes dieser Aera eine ganz besondere Natur durch eine Schrift von äusserster Sparsamkeit, die nicht gegen die Annahme eines Menschen unserer Zeit sprechen würde. Hieraus ergibt sich aufs Neue die alte Wahrheit, dass es für die Seele kein Geschlecht, keine historische Epoche gibt, so präzis und so genau ist die Offenbarung der geistigen und sittlichen Persönlichkeit durch das Medium der Schrift.

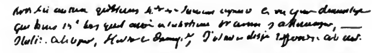


Fig. 16. — Colbert (Textschrift).



Fig. 17. — Colbert (Unterschrift).

Es mag von Interesse sein, dem hervorragenden Verwaltungsbeamten und sparsamen Geldmann, dessen gedrängte Schrift den vorsichtigsten Haushalter zeigt, Louvois gegenüberzustellen, den prachtliebenden und gewalttätigen Kriegsminister. Die Geschicke Frankreichs unter Ludwig XIV. hingen von diesen beiden Männern ab. Der diametrale Gegensatz ihrer Naturen zeigt sich auch in ihrer Handschrift.

Die Enge der einen, die Weite und Grösse der andern Schrift, springt zuerst in die Augen.

Der Mann der Ordnung, der Berechnung und strengen Sparsamkeit,

die stets lebendige Kritik des Königs zeigt sich in Colbert, dem vorsichtigen Berater Ludwigs XIV.

Mit dem Sturze des unbequemen Mahners gewann Louvois die Herrschaft über den König, mit dessen Pracht- und Prunksucht er völlig übereinstimmte. (Man sehe nur die weit ausgezogenen Worte und die langen Endstriche, welche jede Zeile schliessen. Daraus spricht Verschwendung.)

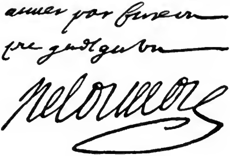


Fig. 18. — Louvois.

Aber diese druckreiche, geneigte Schrift mit nur einzelnen steilgestellten Buchstaben zeigt ebenfalls die ursprüngliche Leidenschaftlichkeit und Hinreissungsfähigkeit. Dieser Mann kann in Härte und Rohheit bis zum äussersten gehen. Die druckreichen, spitz und keulenförmig auslaufenden Endstriche hat er mit Robespierre gemein. Und ebenso die Leidenschaftlichkeit und Gewaltsamkeit, welche aus diesen ausfahrenden Zügen hervorgeht. Für diesen Feuereifer, für diese unbeugsame Beharrlichkeit gibt es einfach keine Hindernisse.

Wie klar heben sich die beiden grossen historischen Gestalten von einander ab: Colbert, die verkörperte Weisheit, Vorsicht und Berechnung, ein unvergleichlicher Geldmann und Beamter, der Mann des Masses und der Ordnung; Louvois ganz Gewalttätigkeit, Kraft, Leidenschaft, unersättlich und unbeugsam, ein grosser Täter, der sich nicht zu zähmen wusste.

Das Bild, das uns die Geschichte von den beiden Ministern überliefert: Colbert, der mit der Schaffung neuer Industrieen Frankreichs Reichtum begründete, Louvois, welcher der Ländergier und Prunksucht Ludwigs XIV. Vorschub leistete — dies Bild wird bis auf die kleinsten Züge von den zwei ausdrucksvollen Schriften wiedergespiegelt.

Die lateinische Majuskel P.

Von Hans H. Busse.

Unter den zahlreichen Fragen der Handschriftenkunde, die für eine Reform der gerichtlichen Schriftexpertise von Bedeutung sind, nimmt eine wichtige Stelle ein diejenige nach der Häufigkeit bezw. Seltenheit individueller Schriftzeichenformen. Die Beantwortung dieser Frage wurde noch kaum begonnen. Sie verlangt eine Feststellung aller Abwandlungsarten jedes Schriftzeichens im Zusammenhange der Handschrift; eine Aufgabe, welche nur durch die Mitarbeit vieler Forscher im Laufe der Zeit erledigt werden kann. Wir hoffen, dass die folgende Untersuchung eines bestimmten Buchstabens andere Graphologen und insbesondere die jüngeren zur Fortführung des Unternehmens anregen möchte.

Im graphologischen Nachlass Preyers fand sich ein Kasten mit zerschnittenen Kuvertaufschriften: 322 Zettel enthaltend die lateinische Majuskel P (Professor, Preyer, Professor Preyer); sie bilden das Ausgangsmaterial unserer Untersuchung.

Die schulmässige Form des P besteht aus einem schwachgewundenen Hauptstrich, welcher unten links in flachem Bogen mit einem Punkt oder mit einer Schleife endigt, und aus einem ihn überwölbenden Kopfbogen, der vorne und hinten eingeschleift ist und auf den meisten Schulvorlagen die Spitze des Hauptstriches durchschneidet. Neben dieser zweiteiligen wird in einigen Ländern auch die einzügige P-Form gelehrt, welche aus dem Hauptstrich unter Vermeidung der Basisschleife sofort übergeht zum Kopfbogen. Diese beiden P-Formen sind als gegenwärtig herrschende Grundformen zu betrachten. *)



Fig. 1. — Einige schulmässige Formen.

Die Ordnung der 322 P-Zettel nach den beiden Grundformen ergab das Vorhandensein von 229 zweiteiligen (71,1%) und 77 einzügigen (23,9%) P; 16 (5%) lassen sich zu keiner der beiden Gruppen rech-

*) Leider fehlt in der graphologischen Literatur noch immer eine Zusammenstellung der in den verschiedenen Ländern vorgeschriebenen Formen. Trotz der Schwierigkeiten der Materialbeschaffung sollte diese wichtige Zusammenstellung endlich in Angriff genommen werden. Am zweckmässigsten wäre es wohl, wenn die Mitglieder der «D. G. G.» je ein Exemplar der deutschen und lateinischen Schulschreibhefte ihres Wohnsitzes der Bibliothek der «D. G. G.» übersenden würden. Uebrigens sollte die Sammlung nicht auf die gegenwärtig gebräuchlichen Vorlagen beschränkt bleiben obschon diese am wichtigsten sind. Ueber die Einsendungen wird in den «Nachrichten» Mitteilung gemacht.

nen und sollen am Schluss besprochen werden. Die beiden Hauptgruppen werden weiter geteilt gemäss folgender Ueberlegung: die Schulvorlage verlangt keinen besonderen Anstrich oder Vorschwung des Hauptstrichs und keinen isolierten Kopfhaken; handschriftlich aber kommen solche mit Hinzufügungen versehene Formen vor und zwar finden sich in unserem Material: 44 zweiteilige P (13,7%) und 19 einzügige P (5,9%). Sehen wir von diesen Formen zunächst ab, so bleiben:

I.) 185 zweiteilige P ohne besondere Hinzufügung (57,4 %).

II.) 58 einzügige P ohne besondere Hinzufügung (18%).

Der Prozentsatz der einzügigen P könnte hoch erscheinen; doch muss man berücksichtigen, dass das Material hauptsächlich Handschriften nicht nur von Gebildeten, sondern von Persönlichkeiten der europäischen Gelehrtenwelt umfasst; wir glauben daher richtiger vielmehr dies als auffallend bezeichnen zu müssen, dass der Prozentsatz der schulmässigen zweiteiligen P-Form so gross ist, wenn auch, wie wir sehen werden, mehrere Gruppen derselben sich einigermassen der typographischen Form nähern. Der Prozentsatz der einzügigen P-Formen erscheint noch geringer, wenn man erwägt, dass das Material auch englische Schriften enthält und dass der englische Duktus die einzügige Form zu bevorzugen scheint.



Fig. 2. — Schema der Modifikationen.

I. — Das zweiteilige P ohne besondere Hinzufügung.

Die individuelle Gestaltung der 185 einfachen, zweiteiligen P-Formen wird hauptsächlich durch Modifikation im Kopfbogen und in der Basis des Hauptstrichs erreicht.

a. — Nach der Form des Kopfbogens unterscheiden wir 5 Gruppen.

1.) Der Kopfbogen ist völlig geschlossen: 23 P (7,2%).

2.) Der Kopfbogen zeigt schulmässig vorne links und hinten rechts einwärtsgebogene Schleifen: 68 P (21,1%).

3.) Der Kopfbogen zeigt nur vorne links eine eingebogene Schleife: 37 P (11,5%).

4.) Der Kopfbogen zeigt am hintern Teil eine eingebogene Schleife, nicht aber vorne links im Anfangsteil: 33 P (10,2%).

5.) Der Kopfbogen ist weder vorn noch hinten eingebogen, sondern besteht aus einem nach unten geöffneten Halbbogen: 24 P (7,5%).

Bei dieser Gruppierung blieben unberücksichtigt die Grösse der Einbiegungen, sowie die Weite und Verhältnisse des vorderen und hinteren Kopfteiles.

Die zweite Gruppe repräsentiert die schulmässige Form und enthält die meisten P, nämlich 68 (21,1%). Nächst ihr kommt die Gruppe der vorne links eingeschleiften Kopfbogen mit 37 P (11,5%), eine Form, die übrigens auch von einzelnen Schreibvorlagen gefordert wird, wie z. B. von den Wiener Schulvorlagen. Numerisch an dritter Stelle steht die vierte Gruppe mit Einschleifung am Schluss des Kopfteiles: 33 Fälle (10,2%); diese Form ist bereits individueller und verdient daher grössere Beachtung. Der hohe Prozentsatz, in welchem sie vorkommt, verbietet jedoch bei Identitätsbeweisen ihre Heranziehung und Verwendung als Beweismoment erster Ordnung; als solche dürften nach unserer Ansicht nur Formen betrachtet werden, deren Häufigkeit nicht grösser als 1% ist; eine Schriftzeichenform, die bereits unter 10 Handschriften einmal vorkommt, kann höchstens als Moment zweiter Ordnung und zur Vervollständigung eines Beweises herangezogen werden, der sich auf gravierendere Aehnlichkeiten stützt.

Die erste und letzte Gruppe sind durch 23 bezw. 24 P (7,2 bezw. 7,5%) vertreten. Ihr Vorkommen ist also schon unter ca. 14—15 Handschriften je einmal zu erwarten; das ist mehr als wir bisher anzunehmen geneigt waren, zumal hinsichtlich der einfachen Form ohne Anfangs- und Schlusseinbiegung; z. T. allerdings mag dieser hohe Prozentsatz aus dem besonderen Charakter unseres Materials zu erklären sein, welches, wie bereits erwähnt, vorzugsweise Handschriften von Gelehrten enthält.

b. — Die Schulvorlagen verlangen in den weitaus meisten Fällen eine Kreuzung des Hauptstrichs mit dem Kopfbogen und zwar in geringer Höhe. Da handschriftlich diese Kreuzung vielfach vermieden wird, oder doch nur eine Berührung eintritt, so ergaben sich drei Gruppen:

1.) Der Hauptstrich wird vom Kopfbogen nicht berührt, (Ueberragung).

2.) Hauptstrich und Kopfbogen berühren sich, (Berührung).

3.) Der Hauptstrich wird vom Kopfbogen durchkreuzt, (Kreuzung).

Da die zweite Gruppe eine Grenzgruppe zwischen der ersten und dritten Gruppe ist und daher keine individuellen Schwankungen gestattet, so dürften zu ihr gehörige Fälle nur gelegentlich vorkommen. Wenn wir

sie trotzdem im folgenden berücksichtigen, so geschieht es, weil auch die Formen der beiden anderen Gruppen schwerlich in ihrer Bildung immer konstant sind und zumal bei den minder ausgeprägten Fällen neben vorherrschender Ueberragung gelegentlich Kreuzung vorkommen dürfte.

Die Zahlen der drei Hauptgruppen sind folgende:

1.) Der Hauptstrich wird vom Kopfbogen nicht berührt: 145 P (45%).

2.) Hauptstrich und Kopfbogen berühren sich: 22 P (6,9%).

3.) Der Hauptstrich wird vom Kopfbogen durchkreuzt: 18 P (5,6%).

Diese Ergebnisse sind einigermassen auffallend, da der schulmässigen Forderung der Durchkreuzung nur in 18 Fällen genügt wird und deshalb diese Eigentümlichkeit weitaus höheren Beweiswert beanspruchen kann als die individuelle Modifikation der Nichtberührung, die sich in 145 Fällen, also bereits ungefähr in jeder zweiten Handschrift findet.

Die Vereinigung der fünf Arten der Kopfbogenform mit den drei Arten der Kopfbogenstellung ergibt 15 Gruppen, deren jede also einen zweigliederigen Komplex oder eine Komplexion von zwei Elementen darstellt. Die Zahlenverhältnisse sind folgende:

Kopfbogenform:	**Kopfbogenstellung:**		
	I. Ueberragung	II. Berührung	III. Kreuzung
1.) Geschlossen	19 (5,9%)	3 (0,9%)	1 (0,3%)
2.) Vorn und hinten eingeschleift . .	49 (15,2%	9 (2,8%)	10 (3,1%)
3.) Vorne eingeschleift	30 (9,3%)	2 (0,6%)	5 (1,5%)
4.) Hinten eingeschleift	26 (8,1%)	5 (1,5%)	2 (0,6%)
5.) Vorn und hinten nicht eingeschleift	21 (6,6%)	3 (0.9%)	0.

Zweigliederige Komplexionen, welche in nicht mehr als drei Fällen (1%) auftreten, besitzen eine grosse Beweiskraft (1. Ordnung), solche, die in ca. 4—13 Fällen vorkommen (1,2—4%) eine mittlere Beweiskraft (2. Ordnung) und solche, die bis zu 32mal (4,1%—9,9%) vorkommen, eine geringe Beweiskraft (3. Ordnung). Komplexe von noch grösserer Häufigkeit sind unseres Erachtens für Idenditätsnachweise wertlos. Nach diesen Feststellungen dürften von obigen Gruppen sechs einen relativ hohen Beweiswert beanspruchen, vier einen mittleren und vier einen geringen. Die bei überragendem Kopfbogen vorn und hinten eingeschleiften P aber müssen für Identitätsuntersuchungen überhaupt unberücksichtigt bleiben.

c. — Als drittes Teilungsprinzip wählten wir die Behandlung der Basis. Fünf Gruppen waren hier zu unterscheiden:

1.) Der Hauptstrich endigt ohne besondere Basiseinbiegung: 16 P (5%).

2.) Dem Hauptstrich wird links an der Basis ein kleiner, kurz emporgezogener Strich hinzugefügt: 43 P (13,4%).

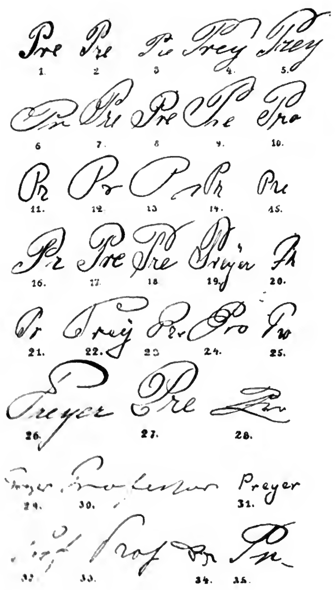


Fig. 8.

3.) Die linksläufige, kurze Basishinzufügung zeigt einen nach rechts, bezw. unten rechts auslaufenden, eingebogenen Haken: 47 P (14,6%).

4.) Der Hauptstrich wird an der Basis in flachem Bogen nach links ausgezogen: 36 P (11,2%).

5.) Der Hauptstrich wird an der Basis mit einer eingebogenen Schleife versehen: 34 P (10,6%).

Wie zu erwarten war, ist die einfache Form (Hauptstrich ohne besondere Basiseinbiegung) auch die seltenste; immerhin kommt selbst diese Form 16 mal (5%) vor und besitzt daher nur eine geringe Beweiskraft. Die übrigen Formen der Basisbehandlung können für sich allein zur Beweisführung nicht verwertet werden.

Durch Vereinigung dieser fünf Gruppen mit den fünf Gruppen der Kopfbogenform ergeben sich 25 Gruppen einer zweigliederigen Komplexion und aus ihrer Vereinigung mit den drei Gruppen der Kopfbogenstellung 15 Gruppen einer anderen zweigliederigen Komplexion. Diese Gruppen übergehen wir und wenden uns sofort zur Betrachtung der 75 dreigliederigen, die sich ergeben aus der Verbindung der fünf Gruppen der Basisbehandlung mit den durch Kombination von Kopfbogenform und Kopfbogenstellung gebildeten 15 Gruppen. Von den Gruppen dieser dreigliederigen Komplexion sind 34 in unserem Material überhaupt nicht vertreten, 22 enthalten nur 1—3 Fälle (1%), 17 enthalten 4—10 Fälle und nur die beiden folgenden Gruppen umfassen mehr als 10 Fälle:

1.) Vorn und hinten eingeschleifter, überragender Kopfbogen mit hakenförmig eingebogener Basisschleife: 17 P (5,3%).

2.) Vorn und hinten eingeschleifter, überragender Kopfbogen mit eingeschleifter Basis: 14 P (4,3%).

Wie man sieht, repräsentieren diese beiden Gruppen eine P-Bildung, die sich von der schulmässigen Form nur durch die Kopfbogenüberragung (1 und 2) und zum Teil noch durch die hakenförmige Basiseinbiegung (1) unterscheidet. Nur bei diesen beiden P-Formen besitzt auch die dreigliederige Komplexion noch keine besondere Beweiskraft, während dies bei den übrigen in mehr oder minder hohem Grade der Fall ist.

Der weiteren Einteilung können zugrunde gelegt werden Grösse, Form und Höhenverhältnis der beiden Einbiegungen des Kopfbogens, sowie die besondere Form der Basiseinbiegung. Unter Berücksichtigung solcher Eigentümlichkeiten würden auch diese P unter eine Gruppe von höchstens drei Formen fallen und somit grössere Beweiskraft erlangen. Hinreichend zum Beweis der Identität aber sind auch sie nicht.

... 1—5 und Nr. 6—10 sind Beispiele von Verbindungen aus den ... Gruppen des P mit vorn und hinten eingeschleiftem Kopfbogen ... hakenförmiger bezw. eingebogener Basis. Wie man vielleicht mit ... sieht, können also sogar Formen, welche durch fünf Eigentüm... charakterisiert sind, noch nicht als singulär betrachtet werden.

... — Das einzügige P ohne besondere Hinzufügung.

... — Die 58 Fälle dieser Form wurden zunächst nach der Bildung der ...schleife gruppiert.

1.) Der Schlussbogen wird eingeschleift und darauf nach rechts durchgezogen: 3 P (0,9 %).
2.) Der Schlussbogen wird eingeschleift: 16 P (5 %).
3.) Der Schlussbogen wird ohne Einschleifung an den Hauptstrich herangezogen: 24 P (7,5 %).
4.) Der Schlussbogen verläuft ungefähr parallel dem Hauptstrich nach unten, so dass zwischen beiden eine Oeffnung besteht: 12 P (3,7 %).
5.) Der Schlussbogen wird flach nach rechts oder nach rechts unten ausgezogen: 3 P (0,9 %).

Am seltensten kommen die einfachste und die komplizierteste einzügige P-Form vor; sie besitzen demnach grosse Beweiskraft. Am häufigsten hingegen ist die Gruppe der schulmässig eingebogenen, bezw. geschlossenen P-Form vertreten und auch die P der zweiten und vierten Gruppe mit 16 bezw. 12 Fällen finden sich immerhin noch zu häufig, um ernstlich ins Gewicht zu fallen.

b. — Als zweites Einteilungsprinzip benutzten wir das Höhenverhältnis vom Hauptstrichanfang zum oberen Kopfbogen.

1.) Der Kopfbogen überragt den Hauptstrich, so dass ein Zwischenraum besteht: 25 P (7,8%).
2.) Hauptstrichanfang und Kopfbogen berühren sich: 15 P (4,7 %).
3.) Der Hauptstrich wird vom Kopfbogen durchschnitten: 15 P (4,7 %).

Vereinen wir diese drei mit den vorhin besprochenen fünf Gruppen, so erhalten wir 15 Gruppen zweigliederiger Komplexionen. Die einzelnen Falle verteilen sich, wie aus der Uebersicht der folgenden Seite zu ersehen ist.

Von diesen 15 Komplexionen besitzen beinahe die Hälfte (7) grosse Beweiskraft und auch die übrigen sollten nicht unbeachtet bleiben. Das Bedürfnis nach weiterer Differenzierung besteht wohl nur bei den vier Gruppen mit 7, 8 und 11 Fällen. Hier könnte noch die Weite zwischen dem Haupt...ich und dem ihm folgenden zum Kopfbogen überleitenden Haarstrich

Kopfbogenform:	Kopfbogenstellung:		
	I. Ueberragung	II. Berührung	III Kreuzung
1.) Eingeschleift und durchgezogen . .	o	2 (0,6%)	1 (0,3%)
2.) Eingeschleift	8 (2,5%)	4 (1,2%)	4 (1,2%)
3.) Herangezogen an den Hauptstrich .	8 (2,5%)	5 (1,5%)	11 (3,4%)
4.) Nach unten parallel zum Hauptstrich verlaufend	7 (2,2%)	4 (1,2%)	1 (0,3%)
5.) Nach rechts, bezw. unten rechts verlaufend	2 (0,6%)	o	o

sowie ferner das Verhältnis berücksichtigt werden, in welchem der Hauptstrich durch die Berührungsstelle des Schlussbogens geteilt wird. Erst dadurch liessen sich z. B. die drei P Nr. 11, 12, 13 unterscheiden, welche sogar noch in der dreigliederigen Komplexion übereinstimmten. (Von allgemeinen Duktuseigenschaften sahen wir bei diesen Untersuchungen stets ab.)

III. — Das zweiteilige P mit Hinzufügung.

Unter den gesamten 229 zweiteiligen P-Formen fanden wir 44 (13,7%) mit besonderen Hinzufügungen, von der Gestalt eines einfachen geraden Anstrichs (17 P = 5,3%) oder einer Anstrichschleife (23 P = 7,2%) oder endlich eines isoliert hinzugefügten Häkchens (4 P = 1,2%). Unter Berücksichtigung der bereits besprochenen drei Einteilungsprinzipien ordnen sich die 44 Fälle von P mit Hinzufügungen derartig zu viergliedrigen Komplexionen, dass nur in einer der 225 Gruppen 4 Fälle sich vereinigen, nämlich in der Gruppe des P mit überragendem, vorn und hinten eingeschleiftem Kopfbogen und eingeschleifter Basis, welches ausserdem eine Anstrichschleife besitzt (vgl. Nr. 16—19). Zur weiteren Differenzierung würde hier bei dem Reichtum an Bestandteilen des Schriftzeichens genügend Gelegenheit sein (Länge der Anstrichschleife, Form und Länge der Einbiegung des Kopfbogens und der Basisschleife); deshalb ermöglichen auch diese vulgäreren Formen eher eine strenge Unterscheidung als die gebildeteren und vereinfachten, welche wir vorhin besprachen. (Nr. 11—13).

Bei den zweiteiligen P mit isoliertem kleinem Kopfhaken genügt wohl stets die Berücksichtigung eines dritten Moments, um die Form als einzigartig erscheinen zu lassen. Derartige Bildungen finden sich ja nur insgesamt 4 mal in dem ganzen Material, eine Feststellung, die wir nicht erwartet hatten; es kommt also dem allerdings nicht vorschriftsmässigen, isolierten Kopfhaken eine grosse Beweiskraft zu.

IV. — Das einzügige P mit Hinzufügung

Von den 77 einzügigen P zeigten 19 eine Hinzufügung und zwar 16 einen Anstrich und 3 einen Kopfhaken; Anstrichschleifen hingegen kommen in keinem Falle vor. Unter Berücksichtigung der beiden Einteilungsprinzipien (Fig. 2. II, a. b.) des einzügigen P ergab sich, dass in keiner der 15 Gruppen mehr wie 2 Fälle vorkamen. Die dreigliederige Komplexion aus Art der Hinzufügung, Gestalt des Kopfbogens und dessen Stellung zum Anstrich darf mithin grosse Beweiskraft beanspruchen.

V. — Singuläre Formen.

16 Formen konnten keiner der beiden Gruppen zugeteilt und sollen daher separat besprochen werden; sie sind unter Nr. 20—35 wiedergegeben.

Nr. 20 ist durch den Querstrich wohl als einzigartig charakterisiert.

Nr. 21—26 sind einzügige P mit Einbiegung bezw. Einschleifung. Bei Nr. 21 und 22 befindet sich eine Einschleifung an der Basis und bei Nr. 23 in der Höhe des Hauptstrichs; bei Nr. 24 ist eine doppelte Einschleifung in der Mitte des Hauptstrichs zu bemerken. Nr. 25 und 26 gelangen nicht zur besonderen Schleifenbildung, sondern nur zur Einbiegung. Trotz der gemeinsamen Eigentümlichkeit der Einbiegung bezw. Einschleifung sind diese 7 P-Formen bereits durch die Art und Lokalisation der Einbiegung als einzigartig charakterisiert.

Nr. 27 und 28 besitzen merkwürdige rechtsläufige Basisschleifen. Nr. 27 stammt von einem italienischen Gelehrten. Bei Nr. 28 ist zu erwähnen, dass eine ähnliche Basiseinschleifung in den Württemberger Schulvorlagen als Nebenform gelehrt wird.

Nr. 29 und Nr. 30 verbinden den Hauptstrich sofort mit dem folgenden Buchstaben, setzen den Kopfbogen aber erst nach Beendigung des ganzen Wortes, — eine Eigentümlichkeit, deren zweimaliges Vorkommen (0.6%) in einem Material von nur 322 P immerhin erstaunlich ist.

Nr. 31 ist das einzige P von ausgeprägt typographischer Form; es zeigt nämlich eine Schleife, die rechts vom Hauptstrich steht und nichts von dem Kopfbogen der kursiven Form besitzt.

Nr. 32—34 sind einzügige P-Formen, welche die Verbindung vom Hauptstrich zum Kopfbogen nicht in der üblichen linksläufigen, sondern in einer rechtsläufigen Weise vollziehen. Bei Nr. 32 und Nr. 33, welche eine dünne, schnelle Schragschrift zeigen, erscheint dieses minder auffallend als bei Nr. 34, welches stark linksschräg ist.

Nr. 35 ist das einzige P unseres Materials, welches einzügig von der Basis anfangend gebildet ist.

Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Klages, München — Druck und Papier von Gebr. Haertl, (Max Steinebach), München

Die Graphologie im Dienste der Pädagogik.

Von Isabelle, Freifrau von Ungern-Sternberg.

Eine reife Frucht des ersten graphologischen Kongresses zu Paris im Frühling 1900 liegt uns vor in dem verdienstvollen Buche des Herrn Solange Pellat, Schreibsachverständiger am Tribunal de la Seine, „Die Erziehung mit Hilfe der Graphologie"*). Schon auf dem Kongresse hatten R. de Salberg, M. Choqueuet und M. Couillaux sich über diesen Gegenstand geaussert. Auf ihre Anregung hin setzte die französische graphologische Gesellschaft eine Kommission ein, die sich über die Nutzbarmachung der Graphologie in pädagogischer Beziehung beriet und die Abfassung einer darauf bezüglichen Studie Solange Pellat übertrug. Ausgiebiges Schriftenmaterial ward ihm von hervorragenden Lehrern und Lehrerinnen zur Verfügung gestellt.

Von dem Bestreben geleitet, dem Erzieher auf graphologischem Wege Einblick zu geben in den Entwicklungsgang seines Zöglings, gliedert Solange Pellat den reichhaltigen Stoff in 14 Hauptstücke: 1. Allgemeines; 2 Intelligenz; 3. Wille; 4. Empfindungsvermögen; 5. Selbstsucht; 6. Eigennutz; 7. Falschheit; 8. Bosheit; 9. Stolz, Eitelkeit, Ehrgeiz und Gefallsucht; 10. Materielle Instinkte; 11. Gutgeartete Naturen; 12. Kinder, die mit Schonung behandelt sein wollen; 13. Berufswahl; 14. Zum Schreibunterricht.

Hinsichtlich der Materialgrundlage graphologischer Studien rät er ebenso ab von dem allzu sorgfältig gedrechselten Geburtstagsbriefe wie von der zu arg verschmierten Kladde und empfiehlt dagegen dreierlei: die reinlich abgefasste Erstschrift, den ohne Brouillon nur auf eine allgemeine Disposition hin gefertigten Klassenaufsatz und vertrauliche, nicht an Re-spektspersonen gerichtete Briefe.

Bei dem Versuche, die Symptome der Intelligenz in jugendlichen [illegible]iften zu fixieren, tritt er dem tief gewurzelten Vorurteil entgegen, dass [illegible] Zögling umso gescheiter sei, je mehr er schulmassig richtig schreibe. [illegible]an kann aus einer sorgsamen Kalligraphie auf guten Willen, Gehorsam,

*) „L'éducation aidée par la graphologie", 226 Kleinoktavseiten mit [illegible] Handschriftenproben. Verlag: Hachette & Cie, Paris.

Pflichtgefühl (etwa auch auf zeichnerische Begabung), nicht aber auf sonderliche Gescheitheit schliessen. Eher dürfte man umgekehrt die hochgradige Befähigung zur Schönschrift und das lange Festhalten an der Schulform als ein Zeichen der Unselbständigkeit im Denken und Handeln betrachten, als Bekundung eines Hanges zu kritikloser Nachahmung, der eine schablonenhafte Lebensführung und willige Unterwerfung unter jeglichen Modezwang zur Folge haben muss. Es werden Kinder, die nie die Handschrifteneigenheiten anderer bewusst oder unbewusst sich assimilieren sehr unbequem zu erziehen sein, im späteren Leben aber voraussichtlich mehr Eigenart und Selbständigkeit an den Tag legen als die der Schönschrift gefügig sich anpassenden. Aus der Leichtigkeit aber, mit der das Schreibenlernen überhaupt vor sich geht, darf man schon einige Schlüsse auf rasche Auffassungsgabe ziehen; und bei einem jeden Kinde, das bereits fliessend und geläufig die Feder führt, wird eine saubere, lesbare, einfache Schrift mit sorgsamer Zeichensetzung, Intelligenz dartun.

Zu diesen Merkmalen kommen im Jünglingsalter, wo das liniierte Papier fortfällt, noch einige weitere: nämlich klare Trennung der Zeilen, deutliche Schreibung von Haar- und Grundstrich und Vereinfachung der Züge, sofern dadurch die Lesbarkeit der Schrift nicht beeinträchtigt wird. Anmutige Schriftzeichen bürgen ausserdem für Geschmack und möglicherweise für künstlerische Begabung. Häufige Anbringung von Drucktypen verrät literarische Interessen. Bewegte Schriftzüge mit vollen Schlingen lassen ein Uebergewicht der Phantasie, vorherrschende Oberlängen ein solches der rein intellektuellen Fähigkeiten erkennen.

Mindestens ebenso deutlich wie den Verstand spiegelt die Schrift eines Kindes das ihm eigene Mass an Willens- und Tatkraft. Federdruck, Eckigkeit, regelmässige Zeilenführung, Haken, Verknotungen, Keulenzüge zeugen für Festigkeit und Ausdauer, während bei Abwesenheit aller dieser Merkmale je nach dem besonderen Falle Unbeständigkeit, Zerfahrenheit, Unentschlossenheit, Schwäche oder Faulheit herrschen.

Die Studie über den kindlichen Egoismus berücksichtigt Eckigkeit, Linksläufigkeit, Bindungsgrad und streift auch die in Frankreich, ganz im Gegensatz zu Deutschland, bei Kindern zumal höchst seltene Bogenschrift, in welcher der Verfasser die Furcht vor Lächerlichkeit und den Wunsch, etwas vorzustellen, ausgedrückt sieht. — Insbesondere werden noch die Kennzeichen der Sparsamkeit und des Erwerbssinnes gewürdigt, da sie schon in der kindlichen Handschrift hervortreten. Verfasser unterscheidet zwischen der Hinzufügung eines Anfangshakens, Druckpunktes oder einer Spirale, die Besitzliebe anzeigen, und dem Bogenanstrich, worin der Wunsch geliebt zu sein sich ausspreche. (Meines Erachtens liegt in diesem sanften Zuge eine Art verbindlicher Höflichkeit).

Ein eigenes Kapitel handelt von Falschheit und Unzuverlässigkeit. Solange Pellat unterscheidet die jugendlichen Lügner nach den Motiven, welche dem Abweichen von der Wahrheit zugrunde liegen: Dummheit, Unaufmerksamkeit, Unselbständigkeit, last not least die Furcht vor Strafe, die wohl schon beim wahrhaftigsten Kinde ein gelegentliches Abschweifen vom geraden Pfade zur Folge haben kann. Es mag auch vorkommen, dass die jugendliche Einbildungskraft sich darin gefällt, die allzu schlichte Wahrheit auszuschmücken. „Ein wenig Lüge ziert die Rede", so empfindet vielleicht der zum Dichter Berufene: kindliche Unarten, die man nicht durchlassen, aber auch nicht allzu schwer nehmen darf. Ein wirklicher Lügner von Anbeginn, damit auch ein meist unverbesserliches und gefährliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, ist nur der, welcher mit Vorbedacht lügt, um sich zu nützen und anderen zu schaden. Die Kennzeichen dafür sind fadenförmig auslaufende Wörter, stark geschlängelte Zeile, fest verschlossene a, o, etc. — Die ganze Skala der Unlauterkeit aller Variationen spricht aus der Stärke, Häufigkeit, Verknüpfung dieser drei Schriftelemente. — Hier hätte der Verfasser auch den Arkadenduktus berücksichtigen müssen, der in kindlichen Handschriften meist ein nicht unbedenkliches Zeichen ist.

Auf den Ausdruck der Schmeichelei, der versteckten Bosheit und der Katzenfreundlichkeit geht Solange Pellat mit einer Ausführlichkeit ein, zu der deutsche oder englische, sagen wir am besten germanische Schulschrift wenig Anlass bieten dürfte. Dem rauheren germanischen Stammescharakter liegen sowohl die Fehler als die Vorzüge fern, die der lateinischen vollendeten Form entstammen. „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist". Ergibt man sich gar offenkundiger Grobheit, so „spricht man durch die Lübecker Blume."

Unter „Bosheit" fasst Solange Pellat eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten zusammen, die wohl dazu angetan sind, ihren Eigner unbeliebt zu machen: Heftigkeit, Rohheit, Härte, Streitsucht, Grausamkeit, Tücke. Es ist dies einer der besten, am gründlichsten verfassten Abschnitte, der den Gegenstand erschöpfend behandelt und durch gut gewählte Beispiele illustriert. Aus vorgeworfenen Strichen und einiger Ungleichmassigkeit schliesst Verfasser auf Jähzorn, aus starkem Druck, Schwellungen, Keulenzügen auf Rohheit. Härte ergibt sich ihm, wenn die Zeichen der Selbstsucht mit wenig beweglicher, streng geradliniger, enger Schrift verbunden sind. Spitze Endstriche, horizontal oder ansteigend gerichtet, verraten Streitsucht, die gern zum Angriffe vorgeht. Im späteren praktischen Leben kann diese Veranlagung dem Rechtsanwalte, dem Kritiker,

dem Schriftsteller zugute kommen, indem sie sich zu Urteilsschärfe, Kritik, Witz, Satire, Polemik verfeinert. Die Tücke erschliesst Verfasser aus dem Vorhandensein aggressiver Spitzen bei gleichzeitig starker Rundung, wenn ausserdem auch linksläufige Haken und Zuschliessungen bestehen.

Die mannigfachen Spielarten des Selbstbewusstseins (Hochmut, Eitelkeit, Gefallsucht, Ehrgeiz) zeigen sich beim Kinde naiver, rückhaltsloser und daher ausdrucksvoller als beim Erwachsenen. Stolz treibt die Buchstaben und an den Buchstaben den ersten Strich in die Höhe; Eitelkeit bläht und verschnörkelt die Schriftzüge; der Wunsch zu gefallen tritt in weichen, gerundeten Bogen hervor; Ehrgeiz lässt die Zeile bergan steigen. Das Gefühl der Ueberlegenheit redet aus dem ersten höheren Zuge des M, N, U etc.; das Bewusstsein der Inferiorität umgekehrt drückt sich aus in einem M, dessen zweiter oder dritter Strich sich über den ersten erhebt. Falls zu dieser Form noch die Zeichen des Egoismus hinzukommen, so haben wir den Neid und die Missgunst. Andernfalls kann sich auch ein edler Ehrgeiz, der sich der Ueberlegenheit anderer deutlich bewusst ist und mit deren höheren Kräften ringt, in dieser Form bekunden, die ja an sich einen Modus der ansteigenden Schrift darstellt. Der Impuls des Strebens in der Hoffnung und in der Tat wird hier gleichsam in die Anschauung übersetzt.

Wenn Solange Pellat die typische Schrift der Koketterie in einer Verquickung folgender Elemente sieht: keilförmige Wörter mit den Anzeichen des Egoismus und ziemlich geneigter Schrift verbunden, so möchte ich das Merkmal der Schräge einigermassen beanstanden. So mag die instinktive, hinreissungsfähige Gefallsucht schreiben. Wer aber mit kühler Berechnung kokett ist, gegen jenes Gebot Schleiermachers sündigend: „Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo Du selbst nicht liebst", dem stellt sich die reichlich mit den Kurven und Schnörkeln der Selbstgefälligkeit versehene Schrift steil infolge des Vorherrschens der Selbstbeobachtung.

Das reichhaltig durch Schriftproben illustrierte zehnte Kapitel beschäftigt sich mit dem schriftlichen Ausdruck der materiellen Instinkte, wofür vor allem Verschmierungen und allgemeine Unsauberkeit in Betracht kommen. Um Irrtümer zu vermeiden sei die Beschaffenheit von Feder, Tinte und Papier zu berücksichtigen. Es ist dieser Abschnitt reich an für Eltern und Erzieher massgebenden Ratschlägen und Wertungen. Bemerkenswert ist z. B. die Anerkennung der Sinnlichkeit als eines notwendigen Bestandteiles der menschlichen Natur. Die Unsinnlichkeit will Verfasser nicht nur als Vorzug, sondern unter Umständen auch als ein Defizit angesehen wissen. Auch gute charakterologische Resultanten treffen

wir an: so gilt ihm ein kräftiger, gleichmässiger Federdruck in den Grundstrichen, dem sich leichte, bogenförmige, senkrecht ansteigende Endstriche verbinden, für kräftige Vitalität, die in zarter, lyrischer Empfindung gipfelt.

Als Kennzeichen der „gutgearteten Natur“ gilt dem Verfasser zweierlei: die Abwesenheit aller Zeichen für Eigennutz, Falschheit, Eitelkeit und das Vorhandensein verhältnismässiger Weite und Rechtsläufigkeit. Das Positive einer sympathischen Veranlagung bestehe in der Möglichkeit, leicht aus sich herauszugehen, für und mit dem Nächsten zu empfinden. Die Weite der Schrift sage uns gut für einen geselligen und liebenswürdigen Charakter, welcher frei sei von Schüchternheit, Steifheit, Hoffart und Knickerei. Die Rechtsläufigkeit aber entspreche dem Altruismus. — Auf Durchschnittsnaturen bezogen hat dies ja seine Richtigkeit. Wir vermissen aber bei Solange Pellat ein Bewusstsein davon, dass die Linksläufigkeit auch den Ausdruck für künstlerisches Innenleben und kontemplative Veranlagung bilden kann. — In diesem Zusammenhang wird auch der Guirlandenschrift Erwähnung getan, die im allgemeinen Güte und Gefälligkeit, bei geflissentlicher Uebertreibung aber auch zuweilen lügnerische Glätte bekundet.

Als „Kinder, die der Schonung bedürfen“, werden genannt: die Gutmütigen und Liebebedürftigen, die Nervösen, Niedergeschlagenen, Selbstquälerischen, die Ueberspannten. Ferner sei besonders auf krankhafte Zustände zu achten. Der Erzieher habe sein Augenmerk auf den Gesundheitszustand des Schülers zu richten, wenn dessen Schrift sich plötzlich oder zu wiederholten Malen ändert, um eines der nachstehenden Merkmale anzunehmen: auffallende Weichlichkeit des Duktus; sehr abfallende oder ansteigende Zeilenrichtung; grosse Ungleichmässigkeit des Neigungswinkels; teigigen, sehr verschmierten Duktus; unnütz verstreute Punkte; Unterbrechungen in Haarstrichen; unvollkommene, abgerissene Schleifen, überhaupt befremdende Diskontinuität der Schreibbewegung. — Jugendlich überspannte Seelen sind zu erkennen in stark beweglicher Schrift, der Vorliebe für unrichtig angebrachte Grossbuchstaben und allzu häufige Unterstreichungen. Leichte, vertikal ansteigende Bogenendstriche deuten hin auf religiöse Schwärmerei oder lyrische Ueberschwänglichkeit.

Bei der Wahl eines Berufes darf die Handschrift nur als Mitberater auftreten. Liegt eine massvolle, ruhige, regelmässige Schrift vor, so wird man eine Laufbahn befürworten, die Besonnenheit, Ordnung und stete Tätigkeit erfordert. Zu einem Berufe dagegen, der Selbständigkeit und Unternehmungsgeist verlangt, eignet sich derjenige, der eine rasche, feste Schrift mit einzelnen lebhaften Zügen und vorgeworfenen i-Punkten und t-Quer-

strichen besitzt. — Nach R. de Salberg eignet dem guten Rechner ein abgerundeter Duktus. Wir wollen dies dahingestellt sein lassen. Auf jeden Beruf, der mit Rechnen verbunden ist, gibt am besten Anwartschaft eine klare, leserliche, wenig bewegliche Schrift mit genügendem Federdruck und sorgfältiger Zeichensetzung. — Für manche Laufbahn ist logisches Schliessen (Verbindung der Buchstaben) unerlässlich; der gefühlmässig denkende, sprunghafte Kopf (getrennte Buchstaben, bisweilen auch zerstückte Majuskeln) wäre da sehr übel angebracht. — In dieser Weise durchdacht vermögen die Handschriften für die einzuschlagende Laufbahn manch' wichtigen Fingerzeig zu geben.

In dem Kapitel über den Schreibunterricht bringt Solange Pellat das seiner Ansicht nach ideale Schulalphabet, dessen wichtigste Merkmale folgende sind: abgerundet, Schräge von 40°, ohne Schnörkel und überflüssige Züge, wesentlich rechtsläufig, die a, o, u. s. w. nicht geschlossen. Mit einem Worte, diese Vorlage bildet den graphischen Ausdruck eitel tuistischer und altruistischer Tendenzen und verfolgt den Zweck, das Kind während des Schreibenlernens, ihm selbst unbewusst, ethisch zu beeinflussen und ihm auf diese Weise die sozialen Tugenden gewissermassen zu suggerieren. „Sollte man nicht", so fragt sich unser Verfasser, „in dem zarten Alter, da der Unterricht beginnt, durch die Form der zu erlernenden Schrift, welche Nächstenliebe, Zärtlichkeit, Mitteilsamkeit und Offenheit ausdrückt, die Keime dieser Eigenschaften im jugendlich biegsamen Gemüt fördern und wecken können?"

Dieser schon mehrmals aufgetauchte Gedanke einer Erziehung durch die Form der Schrift ist nicht so ganz von der Hand zu weisen, wie man es im ersten Moment zu tun versucht sein möchte. Ist doch die Wechselbeziehung zwischen Empfindung und Gebärde, zwischen Eindruck und Ausdruck eine durch Erfahrung und Wissenschaft gleichermassen beglaubigte Tatsache! Es dürfte indes nur den wenigsten bekannt sein, dass auch eine absichtlich angenommene Gebärde die ihr entsprechende Gemütsbewegung hervorzurufen vermag. Ein Gutsherr, der die Milde selbst ist, und beim Ausschelten eines faulen Knechtes die Miene des Zornes aufsetzt, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, kann sich wirklich in Strenge, Heftigkeit und Aerger hineinreden, während der Zornwütige, der geflissentlich seinen Tadel leise und ruhig vorbringt, bald sanfter und gelassener wird. „Faites la toilette de votre physiognomie", pflegte ich meinen Söhnen zuzurufen, wenn einer die Mundwinkel verdrossen hängen liess. Die anfänglich zwangsweise angenommene verbindliche Miene erwies sich stets als Uebergang zu wirklicher Höflichkeit. Auch die Schrift ist eine Gebärde und mag als solche das ihrige dazu beitragen, um dem Kinde

sozial wertvolle Instinkte anzubilden. Die Gewöhnung an gehaltene, abgerundete Bewegungen überhaupt ist ein nicht zu unterschätzendes Moment zur Erzielung der auf Herzenshöflichkeit gegründeten wohltuenden Form des Verkehrs. Freilich wird bei stark ausgeprägten Naturen diese Schulung nur von untergeordneter Bedeutung sein. Naturam expellas furca, usque recurret.

Ein seit 1845 legitimierter Versuch, den biegsamen Charakter gerade umgekehrt mittelst des Schreibunterrichtes fester und härter zu machen, liegt bereits in der Schulvorlage der Schwesterschaft vom Sacré-coeur vor. Die vornehme weibliche Jugend Frankreichs wird diesen Nonnen anvertraut und einem rückständigen Drill unterworfen, dessen regelrechtes Spiegelbild die Vorlage der Schulschrift bildet. „Dreieckige Scheusslichkeiten", so äusserte sich einst Bridier darüber, das Kind mit dem Bade ausschüttend. Denn es ist auch wieder bewundernswert, wie diese Klosterschwestern intuitiv die Aufgabe gelöst haben, eine Schulschrift zu erfinden, die ihrem Erziehungsideale entspricht: ein altjüngferliches Ideal allerdings und eine Karrikatur des Aristokratischen. Vergl. Fig. 1. Gross, eng, eckig,



Fig. 1. — A. B. y. p.

drucklos, jede Schleife in ein Dreieck verwandelnd spiegelt dieser Duktus den mönchisch blutlosen Kastengeist, der alles selbständige Denken, jeden freien Atemzug, jede unbefangene, natürliche jugendliche Anmut ausschliesst. In ihrer erzieherischen Wirkung der steifen Schnürbrust vergleichbar ist sie recht dazu angetan, stolze und steifnackige, unsinnliche und dadurch sittlich widerstandsfähige Frauen zu erziehen, die solche Vorzüge allerdings durch Oberflächlichkeit, Ziererei und durch den Mangel an Sanftmut und Grazie wieder wett machen. Immerhin mag sich, wo das warmblütige, hinreissungsfähige Temperament der Erziehung grosse Schwierigkeiten bereitet, diese strenge Schrift als eine „ceinture de bonne tenue" bewährt haben. Jeder Zug darin predigt Haltung und ist gleichsam ein Kappzaum, der den Instinkten auferlegt wird. Vielleicht ist er in dieser Gesellschaft, die sich ihre Formen aus dem Bedürfnis heraus geschaffen hat, in den meisten Fällen gar nicht übel angebracht gewesen.

S o l a n g e P e l l a t hat eine verdienstvolle Arbeit getan, an der man Einzelheiten beanstanden mag, die man aber im allgemeinen anerkennen wird. Sie scheint wesentlich geeignet, dem Volksschullehrer die Ausübung seines schwierigen Berufes zu erleichtern. Wo ihm das Mittel an die Hand gegeben wird, das Studium der Physiognomie durch das Studium der Handschrift zu ergänzen, da wird er durch die vollständigere Einsicht in die Charaktere die Schulzucht individualisieren können.

Graphologische Prinzipienlehre.

Von **Dr. Erwin Axel.**
(Fortsetzung).

IV. Graphologische Deduktionen.

(Fortsetzung.)

2. Die persönliche Ausdrucksform.

D. Herleitung des Temperaments und der Willensform.

Aus der Besonderheit der Mischung rechts- und linksseitiger Schriftmerkmale leuchtet zunächst hervor das V e r h ä l t n i s des psychischen Widerstandes zur psychischen Triebkraft. Da nämlich nur die einen proportional mit dieser, nur die anderen proportional mit jenem variieren, so spricht ein Uebergewicht linksseitiger für ein relatives Vorherrschen der Triebkraft, rechtsseitiger für ein solches des Widerstandes, mögen die absoluten Grössen beider wie immer beschaffen sein. Mit dem Uebergewicht der Triebkraft aber wächst, mit dem des Widerstandes verringert sich die Ablaufsleichtigkeit sämtlicher Vorgänge, die von Gefühlen des Wünschens oder Wollens, allgemeiner gesagt von Gefühlen des Strebens begleitet sind.

Nehmen wir nun an, was zweifellos erlaubt, ja notwendig ist, dass ungeachtet noch so variabler Motive und Hemmvorstellungen jeder Persönlichkeit ein bestimmtes D u r c h s c h n i t t s mass sowohl der Triebkraft als des Widerstandes eigne, dann hat notwendig auch eine habituelle Normalform deren beiderseitiges Grössen v e r h ä l t n i s. Und damit verbände sich obiger Darlegung zufolge eine individuelle k o n s t a n t e Beweglichkeit des Strebens oder mit anderen Worten eine persönliche R e a g i b i l i t ä t:

$$\frac{T}{W} = R$$

Von der aber wissen wir schon als dem logisch einzig haltbaren Bestandteil der „Temperamente".[87] Der Sanguiniker, so sagten wir, sei der ausgesprochen leichtreagible, der Phlegmatiker der ausgesprochen schwerreagible Charakter und es beruhe das auf dem Wechsel im Grössen verhältnis zweier Kräfte von entgegengesetzter Beschaffenheit. Die kennen wir jetzt und damit den wahren Sinn des bezeichneten Gegensatzes. Er ist, wie wir sehen, kein solcher der psychischen Intensitäten. Leichtreagibel z. B kann der an Triebkraft Reiche, aber auch der an Widerstand Schwache sein. Dieses ergibt den „schnell erschöpften", jenes den nicht minder häufigen Sanguiniker von unermüdlicher Rastlosigkeit. Zugleich erklärt unsere Formel diejenigen Nebenzüge beider Typen, die nach dem Zeugnis der Erfahrung hinzugehören. Dafür nur ein Exempel von Bedeutung.

Es heisst, der Phlegmatiker sei schwer aus seiner Ruhe zu rütteln, lege aber einmal aufgestachelt oft eine Energie an den Tag, wie sie unter gleichen Umständen dem Sanguiniker fehle. Unsere Formel zeigt die besondere Natur dieser Fälle und erlaubt ihre Möglichkeit vorherzusagen. Schwerreagibel ist ein Charakter aus Schwäche der Triebkraft oder aber aus Stärke des psychischen Widerstandes. Letzteres bezeugt die Vereinbarkeit der phlegmatisch genannten Reaktionsform mit jedem Grade von Heftigkeit, Tiefe und Kraft. Damit die aber psychisch wirksam werde, muss sie ein ungleich höheres Wehr der Hemmung überklettern und sozusagen weit mächtiger angeschwollen sein als im gleich intensiven Sanguiniker; woraus sich die Stärke oder Nachhaltigkeit des Strebens erklärt, sofern überhaupt hier ein Streben zustande kommt.

Ferner überzeugt uns die Formel von der Notwendigkeit, das Temperament (gleich dem Naturell) zurückzuführen auf die sog. Struktur des Charakters. Völlig unbekümmert um den Inhalt der Willensziele und gleichgültig selbst gegen ihre Stärke betrifft es ausschliesslich das Verhältnis der strebenden Kraft zum Reibungswiderstand ihres leitenden Mediums. Es lässt uns einen Blick tun in das Gefüge des Stoffes, aus dem wir gewoben, in den Grad seiner Dichte und Lockerheit, in den Aggregatzustand unseres Wesens. Beim nämlichen Energiegehalt wäre der mehr sanguinische von zwei Charakteren einem Körper vom selben Gewicht, aber minderer Kompaktheit zu vergleichen, etwa einer leichter strömenden Flüssigkeit, die der gleiche Anstoss entsprechend stärker erschüttert. Und wie ein und derselbe Dichtegrad Stoffe von sehr verschiedener Qualität umfasst oder wie umgekehrt chemisch wesensgleiche manchmal von unterschiedlicher Dichte sind (man denke an Marmor und Kreide, Diamant und Kohle), so können auch ganz entgegengesetzte Triebsysteme die gleiche

87) Vergl. unsere Ausführungen. Graph. Monatshefte 1904. Seite 41.

Reaktionsform zeigen, während andrerseits enge Verwandtschaft der Interessen verträglich ist mit grossen Strukturunterschieden.

Oder: will man für die Differenz zumal von Energiegehalt und Reaktionsform ein anderes Gleichnis, so stelle man die Temperamentsverschiedenheit als zwei Flüsse von zwar gleichen Wassermengen, aber verschiedenem Gefälle vor, ihre Gleichheit als solche von zwar gleichem Gefälle, die aber sehr verschiedene Wasser*mengen* führen. Man lasse schliesslich das natürliche Gefälle jedesmal vertreten sein durch eine gleichsinnig wirkende Stauvorkehrung; dann wäre bei beliebiger Grösse der sich bewegenden Quanten „sanguinisch" allemal die relativ wenig, „phlegmatisch" die stark „gestaute" Strömung: was uns überleitet zu derjenigen (gleichfalls schon berührten) Fassung des Reagibilitätsbegriffs, die den Kern der Sache am unmittelbarsten gibt.

Wir sprachen bisher vor *Ablauf* des Strebens, nicht so sehr von seinem *Eintritt* und es könnte fraglich erscheinen, ob beides nicht wieder zu sondern sei. Man hat das wirklich hie und da angenommen, jedoch, wie sich zeigen wird, mit Unrecht.[88]) — Es wurde schon ausgeführt, dass der Strebensvorgang in jeder Ablaufsphase das Ergebnis bilde aus der Wirkung *beider* Kräfte, dass er nur existiere als *gegen* einen Widerstand gerichtet und dass er nichts anderes sei als dessen unablässig erneute Ueberwindung. Die spezifische Leichtigkeit seines Ablaufs hängt daher gänzlich vom Grade der Leichtigkeit ab, mit der das stauende Wehr in jedem Moment überschritten wird, bei gleicher Triebkraft folglich von der Höhe dieses Wehrs oder von der Lage, wie wir es nannten, des *Schwellenpunktes der Motivation*. Die Reagibilität wächst mit dessen Sinken, sie nimmt ab mit seinem Steigen.

Nicht nur weil sie absieht von jedem Intensitätsbegriff, ist diese Metapher treffender, sondern zumal um ihrer Direktheit willen. Sie rückt in den Vordergrund das wirklich Entscheidende: die *Entstehungs*leichtigkeit des Strebens und misst dem Vollzuge nur darin Bedeutung bei, dass er von jener zu zeugen berufen ist. Und auch das hat eine praktische Spitze! Den Strebensablauf charakterisiert ja nicht *nur*, ob er mehr oder minder schnell, ob unaufhaltsam oder zögernd vonstatten gehe, sondern unter anderem auch ein eigener Grad von Stetigkeit, der einen Typus des gleichsam ruckweisen Strebens zu unterscheiden erlaubt von einem bruchlos fliessenden. Wer nun nicht nur die Beweglichkeit, sondern den Fortgang des Strebens im Ganzen sieht, der läuft von neuem Gefahr, das Temperament zu verwirren und zwar mit Struktureigenschaften von anderer Gattung. Das geschieht denn durchweg für den nicht allzu seltenen Sanguiniker, der

88) Insbesondere geschieht das bei *Bahnsen*, der mit dieser Sonderung seine Unterscheidung von „Reagibilität" und „Rezeptivität" begründet. (Vergl. „Beiträge zur Charakterologie". Bd. I, S. 18—21).

zugleich Unstetigkeit der Verlaufsform zeigt, ein Symptom des Uebergewichts der Affekte, und hat zu der Meinung geführt, es gehöre notwendig zusammen das leichterregte mit dem affektiven Wollen.

Aber es gibt auch affektive Phlegmatiker, nur dass es andere Affekte sind, die dann den Ton angeben, zum Beispiel solche grämlicher Reizbarkeit, und andrerseits sanguinische Willensmenschen von jedem Grade psychischer Stetigkeit. Erst unsere Formel schliesst derlei Verwechslungen aus, da sie ohne Bezug auf den Rhythmus des Widerstandes nur das Verhältnis seiner Grösse braucht.

Auch der letzte Zweifel an ihrer Berechtigung müsste angesichts der Tatsache schwinden, dass wir durch sie in der Lage sind, das Temperament im graphischen Ausdruck abzulesen mit einer Präzision und Sicherheit, die im Umkreis der Psychologie ihresgleichen sucht. Dazu brauchen wir nur die Symptome der Lösung gegen die der Bindung abzuwägen und zwar nach ihrer erlangbar allgemeinsten Beschaffenheit d. h. unter entschiedener Abstraktion von jeder Sonderform ihres Gepräges im konkreten Ganzen des einzelnen Falles. Wir haben zu prüfen, ob und wie sehr eine Handschrift Eile, Grösse, Druckschwäche, Weite, Kurve etc. zeige oder anrerseits Langsamkeit, Kleinheit, Druckstärke, Enge, Winkel etc. Ein Temperament ist sanguinisch oder phlegmatisch, wenn die Merkmale einer Seite und je mehr sie herrschen, es hat eine Mittelform bei ungefähr zahlgleicher Mischung äquivalenter Merkmale beider.

Wir unterlassen es, im einzelnen zu untersuchen, welche der fraglichen Züge als gleichwertig gelten dürfen, und geben statt dessen ein Schema zur Bestimmung der wichtigsten Typen und zwar mit Hilfe von nur je zwei Symptomen jeder Seite, die als die wesentlichsten geeignet sind, die jeweils sinnverwandten zu repräsentieren. Das leisten für die Symptome der Lösung Zentrifugalität und Eile, für die der Bindung Druck und Winkel. Bei festem Widerstande wiese darnach auf Schwäche der Triebkraft die langsame und zentripetale, auf ihrer Stärke die rasche und zentrifugale Bewegung; bei fester Triebkraft auf schwachen Widerstand Mangel an Nachdruck und Häufigkeit der Kurve, dagegen auf starken Widerstand kräftiger Druck und Winkelreichtum. Nehmen wir für beide zusammen nur jedesmal 10 unterscheidbare Stufen an, so ergeben sich bereits 100 Möglichkeiten der Beziehung von T zu W und darunter nicht weniger als 63 verschiedene Grade der Reagibilität, was wir algebraisch folgendermassen zum Ausdruck bringen.

In T sei das unbekannte Element mit x, in W mit y und die relative Zunahme beider durch jeweils entsprechende Faktoren bezeichnet.

Dann haben wir unter der Voraussetzung, dass x gleich y, für den Ausgangsfall: langsam, zentripetal — druckschwach, Kurve:

$$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{x}{y} = 1$$

Nun wachse T d. h. die Schriften seien zunächst um ein geringes, dann mit stetiger Zunahme eiliger und weniger zentripetal, aber unverändert druckschwach und kurvenreich; dann wächst auch die Reagibilität und zwar genau im gleichen Masse:

$$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{2x}{y} = 2$$

$$= \frac{3x}{y} = 3$$

etc. etc. etc.

bis: $$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{10x}{y} = 10$$

welches das Maximum der Reagibilität, bezw. eine Schrift anzeigt, die druckschwach, kurvenreich, zentrifugal und eilig ist. — Die andere Grenzreihe der Möglichkeiten entsteht durch sukzessive Steigerung von W bei konstantem T, graphisch also durch den Uebergang von drucklos-kurvenreichen Schriften zu druckstark-winkelreichen.

$$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{x}{y} = 1$$

$$= \frac{x}{2y} = \frac{1}{2}$$

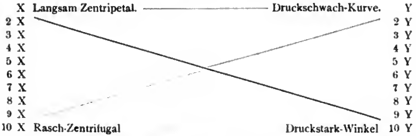
$$= \frac{x}{3y} = \frac{1}{3}$$

etc. etc. etc.

bis: $$R = \frac{T}{W} \qquad = \frac{x}{10y} = \frac{1}{10}$$

Mit der letzten Formel wird das erreichbare Minimum der Reagibilität, bezw. eine Schrift bezeichnet vom Typus: langsam, zentripetal-druckstark, Winkel. Von $R = 10$ bis zur Mittelgleichung $R = 1$ reichen die 50 mehr sanguinischen, von dort bis zum anderen Grenzfall $R = \frac{1}{10}$ die 50 mehr phlegmatischen Reagibilitätsunterschiede, wie man aus nachstehendem Schema auf einen Blick entnimmt.

Der Triebkraft proportional: **Dem Widerstande proportional:**



So ergibt sich in zahlenmässiger Bestimmtheit, dass mit weit verschiedenen Energiequanten gleiche, mit gleichen umgekehrt sehr verschiedene Temperamente verknüpfbar sind:

I. $\frac{x}{y} = 1$ und auch: $\frac{10x}{10y} = 1$. (Extreme Energiedifferenzen bei gleicher Reagibilität.)

II. $\frac{10x}{y} = 10$ aber: $\frac{x}{10y} = \frac{1}{10}$. (Gleiche Energien bei maximaler Reagibilitätsdistanz.)

Im zweiten Fall verbraucht sich die psychische Kraft das einmal fast völlig als treibende, das anderemal als hemmende.

Die Reihe der Möglichkeiten wächst natürlich um ein vielfaches, wenn wir jedes der vier Symptome für sich verändern und vollends ins Unzählige bei folgeweiser Teilabwandlung aller gleichgewichtigen Nebensymptome. Das eröffnet den Blick auf eine praktisch unübersehliche Fülle von Gradunterschieden und zeigt für jeden eine lange Skala äquivalenter Ausdruckskomplexe gemäss unserem Satze, dass die Struktur des Charakters von seiner Spezies unabhängig sei. Als Beispiel folgt die Variation der von uns gewählten Hauptsymptome, wobei wir für die Zuordnung zur sanguinischen Hälfte die Raschheit, zur phlegmatischen die Langsamkeit der Bewegung entscheiden lassen. Um die Auffassung gleichwertiger Gruppen zu erleichtern, sind sämtliche Bindungsmerkmale schräg gedruckt.[89])

89) Wenn statt der Raschheit etwa die Zentrifugalität für die Zuordnung zur sanguinischen Hälfte den Ausschlag gäbe, so fiele die Verteilung der Gruppen natürlich anders aus: 2', 5', 6' und 8' kämen auf die linke, 2, 5, 6 und 8 entsprechend auf die rechte Seite, womit sich jedoch verbände eine Verschiebung der Reihenfolge, die den Unterschied wieder einigermaßen verringern würde. 2' z. B. rückte an die Stelle von 8, d. i. einer Gruppe, die zwischen beiden Temperamenten inmitten steht. Man erkennt aber wohl ohne weiteres, warum nur der Raschheit die entscheidende Stelle gebührt. — Im übrigen fragt es sich natürlich, welches M a ß von Raschheit, Zentrifugalität etc. man anzunehmen hat und es ist selbstverständlich, dass unsere Tabelle den jeweils g l e i c h e n Gradunterschied der antithetischen Kriterien voraussetzt. Eine Handschrift z. B. aus Gruppe 3, die etwa ziemlich rasch wäre, könnte einem minder leichtreagiblen Charakter zugehören als eine g a n z b e s o n d e r s rasche aus Gruppe 8. Nur bei annähernd f e s t e r Grössenstufe sowohl der Lösungs- als der Bindungssymptome sind verschiedene Handschriften nach der Tabelle diagnostisch vergleichbar. Dann aber nähern sich in der Tat die Gruppen von links und rechts einander in vier Absätzen, so zwar, dass im vierten eine Scheidung kaum mehr durchführbar. 8 und 8' repräsentieren beide d e n s e l b e n, nämlich einen mittleren Grad der Reagibilität.

Tabelle II.

		Leichtreagibel.	Schwerreagibel.	
I.	1	Rasch. Zentrifugal. Druckschwach. Kurve.	*Langsam.* *Zentripetal.* *Druckstark.* *Winkel.*	1'.
II.	2	Rasch. *Zentripetal.* Druckschwach. Kurve.	*Langsam.* Zentrifugal. *Druckstark.* *Winkel.*	2'.
	3	Rasch Zentrifugal. *Druckstark.* Kurve.	*Langsam.* *Zentripetal.* Druckschwach. *Winkel.*	3'.
	4	Rasch. Zentrifugal. Druckschwach. *Winkel.*	*Langsam.* *Zentripetal.* *Druckstark.* Kurve.	4'.
III.	5	Rasch *Zentripetal.* *Druckstark.* Kurve	*Langsam.* Zentrifugal. Druckschwach. *Winkel.*	5'.
	6	Rasch. *Zentripetal.* Druckschwach, *Winkel.*	*Langsam,* Zentrifugal. *Druckstark.* Kurve.	6'.
	7	Rasch. Zentrifugal *Druckstark.* *Winkel.*	*Langsam.* *Zentripetal.* Druckschwach. Kurve.	7'.
IV.	8	Rasch. *Zentripetal.* *Druckstark.* *Winkel.*	*Langsam.* Zentrifugal. Druckschwach. Kurve.	8'.

Solcherart gewinnen wir 8 vorzugsweise sanguinische und 8 vorzugsweise phlegmatische Verhältnisformen vom T zu W und darunter jeweils 4 reagibilitätsunterschiedliche. Ein graphologischer Praktiker wird mit Leichtigkeit alle 16 Formen aus seiner Sammlung scharf exemplifizieren

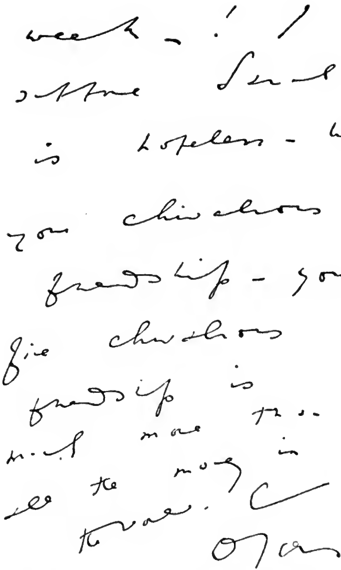


Fig. 82, Gruppe 1: Sehr leichtreagibel. (Rein „sanguinisches" Temperament.)

können. Wir tun das nur für die Grenz- und einige Mittelgruppen.

Die Handschrift Oskar Wildes Fig. 82 gibt ein fast unübertreffliches Beispiel für Gruppe 1. Die Schreibgeschwindigkeit ist, wenn auch nicht ausserordentlich, so doch erheblich, die Zentrifugalität offenbart sich in überwiegender Rechtsläufigkeit, in Betonung der Oberlängen einschliesslich hoch-

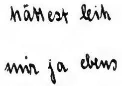


Fig. 83. Gruppe 1'. Sehr schwerreagibel. (Rein „phlegmatisches" Temperament).

gesetzter i-Punkte, im Steigen der Zeile und sekundär noch in der Weite der Schrift. Der Reibungsdruck ist schwach und der Bindungstyp kurven-

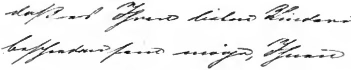


Fig. 84. Gruppe 4: Leichtreagibel. (Wesentlich „sanguinisches" Temperament).

förmig. Wilde war demzufolge durchaus Sanguiniker. — Die entgegengesetzte Gruppe 1', und damit der typisch schwerreagible bezw. phlegmatische Charakter wird in voller Schärfe dargestellt durch Fig. 83. Der Duktus ist langsam, zentripetal (leichte Unterlängenbetonung einschliesslich tiefgesetzter i-Punkte, Tendenz zum Fallen der Zeile, sekundär Enge), druckstark und winkelreich.

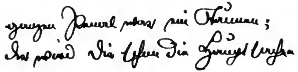


Fig. 85, Gruppe 4': Schwerreagibel. (Wesentlich „phegmatisches" Temperament).

Aus der nächstfolgenden gleichwertigen Gruppendreiheit illustrieren wir die relativ seltenste, nämlich 4 (rasch, zentrifugal, druckschwach, Winkel) und zwar mit Fig. 84, deren abgekurvt linksläufige Schlusszüge nicht über den wesentlich zentrifugalen Duktus täuschen dürfen (hochgesetzte i-Punkte, dachziegelförmig steigende Wortanordnung, Weite und Schrägheit

der Schrift). Die Winkelbindung ist hinreichend scharf, von den ganz speziellen Schlusszügen abermals abgesehen. Den Gegensatz 4' (langsam, zentripetal, druckstark, Kurve) gibt die in ihrer Bewegung gleichsam verweilende Handschrift von Fig. 85. (Zentripetal nach ihrer Enge und relativen Steilheit, dem häufigen Fortfall der Endzüge und der viel allgemeine-

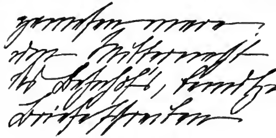


Fig. 86, Gruppe 3': Schwerreagibel.

ren Linksläufigkeit, die eben darum hier nicht s p e z i f i s c h zu deuten ist.) Die auch noch aus anderen Gründen graphologisch merkwürdige Handschrift Fig. 86 illustriert ausserdem den Fall 3' (langsam, zentripetal, druckschwach, Winkel), wozu es weiterer Erläuterung wohl nicht bedarf.

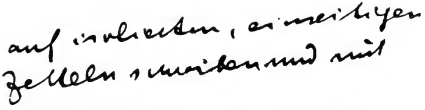


Fig. 87. Gruppe 7: Relativ leichtreagibel. (Vorwiegend „sanguinisch").

Die schon weit weniger temperamentbestimmten Gruppen 5, 6, 7 und ihre Gegensätze kommen entsprechend häufiger vor. Fig. 87 zeigt vortrefflich die Gruppe 7, Fig. 88 deren Gegensatz 7'. Zwischen 7 und 8

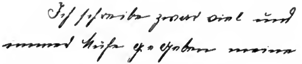


Fig. 88, Gruppe 7': Relativ schwerreagibel. (Vorwiegend „phlegmatisch",)

inmitten steht die Handschrift Fig. 88: als zentri f u g a l im Steigen der Zeile und den nach rechts ausklingenden Schlusszügen, zentri p e t a l durch

die betonteren Unterlängen (besonders kenntlich an der aus der obersten Zeile noch hereinragenden) sowie sekundär durch die erhebliche Enge. Zum Typ. 8' gehört Fig. 90.

Wer nun bei hinreichender Uebung an der Hand dieser Grundbegriffe das Temperament zu ermitteln versucht, darf sich nicht wundern, auf weit mehr Zwischenformen als wirkliche Typen zu stossen, die erfahrungsgemäss nur selten sind. Auch wird er mancherlei Widerspruch der Beteiligten bestehen müssen und darunter solchen, der mit der Ablehnung

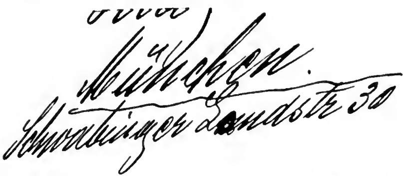


Fig. 89, Gruppe 7—8: Ziemlich leichtreagibel. (Gemischte Temperamentsform).

des üblichen Glaubens an den durchweg gehobenen Gemütszustand des Sanguinikers und den vorherrschend tristen des Phlegmatikers allein nicht immer zu entkräften ist. Weit häufiger nämlich als z. B. für sanguinische Unzufriedenheit wird die Temperamentsform verkannt eines entweder reizbaren oder intensiv strebsamen Phlegmas. Man will nicht zugeben, dass

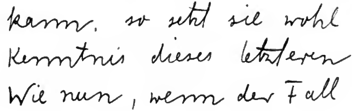


Fig. 90, Gruppe 8': Mittlere Reagibilität.

derjenige „schwerreagibel" sei, der um geringer Kränkungen willen „aus dem Häuschen" kommt und man weist vollends jedes Phlegma für alle zurück, die sei es aus Ehrgeiz oder Pflichtgefühl tätigen Eifer verraten.

Prinzipiell gefasst ist das ein Irrtum von folgenschwerer Tragweite und eine Klippe sogar für die wissenschaftliche Psychologie.[90]) Was meinen wir denn und was müssen wir meinen, wenn wir jemanden reizbar nennen? Dass er mehr als die meisten empfänglich sei für eine besondere Gattung von Gefühlen wie des Zornes, des Aergers, der Kränkung etc. einschliesslich dessen, dass er sich ihrer entlade. Wir lassen in ihm von einem „Interesse" getragen sein und dadurch einen grösseren Zufluss psychischer Kraft gewinnen alle Vorstellungen, die jene Gefühle zu wecken vermögen. Wir geben diesen eine mehr als normale Motivationsenergie und wir müssen folgerichtig für sie auch das Durchschnittsverhältnis von T zu W als verschoben denken und zwar zu Gunsten des Antriebs bei expansiver, zu Gunsten der Hemmung bei depressiver Erregung. Das gilt erst recht natürlich, wenn „positive Wertinteressen"[91]) wie Ehrgeiz, Pflichtgefühl, Erwerbssinn in Frage stehen. Extrem und im Beispiel besprochen: auch dem langmütigsten Phlegmatiker „kocht das Blut" beim Kampf um die ihm teuersten Güter und auch der „hitzigste" Sanguiniker bleibt kalt vor „Motiven", die für ihn keine sind.

Um das Temperament mit Aussicht auf Erfolg zu bestimmen, müssen wir sonach von den „Triebfedern" absehen können, was tatsächlich leichter ist als es erscheinen mag. Ausser den Willensäusserungen, die ein Interesse bekunden, gibt es mindestens ebenso viele, wo solches im engeren Sinne wenigstens nicht mehr geschieht. Zumal das Verkehrsleben ist voll von ihnen. Man denke an die Unzahl neutraler Höflichkeitsakte wie den Gruss, die absichtslose Unterhaltung, die Invitation zum Eintritt ins Zimmer u. dgl. mehr. Auf dem Gebiete nun sondern sich die Temperamente sofort und mit einer auch für den ungeübten Betrachter merklichen Deutlichkeit. Man bitte an der Tafel um die Darreichung einer Speise den „Phlegmatiker" und man wird, bis er willfahrt, zu zweifeln begonnen haben, ob er „gehört" hat, indes der „Sanguiniker" selbigen Falles aus übergrosser Eile umwirft, was der vollziehenden Hand im Wege steht. Mit diesem Wink aus der Praxis sei die Erörterung über Temperamente geschlossen. — (Fortsetzung folgt)

90) An ihr scheitern auf dem heute bevorzugten Gebiete psychologischen Experimentierens alle, die z. B. durch Rechenversuche und dergl. die Faktoren der „individuellen Leistungsfähigkeit" zu ermitteln hoffen. Ganz davon abgesehen, dass ausnahmslos jedes Examen — und auch diese Experimente sind Examina — das wichtige Moment der persönlichen Begabung vergisst, so wird es stets den passionierten Charakter in Nachteil setzen gegen den Willens- und blossen Verstandesmenschen. Für jenen nämlich bedeutet die gestellte Aufgabe als ausserhalb seiner Gefühle liegend einen ungleich grösseren Zwang als für diesen, der ihr wohl gar noch den neutralen Ehrgeiz entgegenbringt, dessen der „Wille" je unbedingter desto schrankenloser fähig ist. Der leidenschaftliche Mensch wird, was man von ihm fordert, immer vergleichsweise schlechter leisten als der leidenschaftslose, den er andrerseits vielleicht mit vernichtender Ueberlegenheit aus dem Felde schlägt, wo ein Herzenswunsch ihm die Kräfte löst. — Die Anwendung auf das Temperamentsproblem ergibt sich von selbst.

91) Der Ausdruck findet sich bei Lipps, dem, soviel wir sehen, einzigen Universitätspsychologen, der um das Dasein spezivischer Triebfedern nicht nur weiss, sondern sich dessen auch jederzeit bewusst bleibt. Wir verweisen zumal auf sein Buch „Vom Fühlen, Wollen und Denken" S. 82.

die [illegible]
[illegible]

Mitteilungen.

Literatur.

[illegible]pmannsohn. — **Katalog einer wertvollen Autographen-[illegible] aus dem Nachlass des Hofrats Conrad Beyer in Wiesbaden.** [illegible] 177 S.)

[illegible]ie meisten deutschen Autographenkataloge bieten nur eine [illegible] der Handschriften; in französischen Katalogen hingegen finden sich sehr oft Faksimiles. Wären Handschriftenreproduktionen in deutschen Autographenkatalogen häufiger, so würden diese wohl mehr in graphologischen Kreisen beachtet. Anlässlich seiner 36. Autographenversteigerung hat das Antiquariat Leo Liepmannsohn in Berlin vor kurzem einen Katalog veröffentlicht, der eine ganze Anzahl interessanter Faksimiles bietet. Wir finden hier u. a. Unterschriften der Generale Seydlitz und Poniatowski, des Hauptmanns Schillers, des Vaters des Dichters, ferner Unterschriften mit vorangehendem längerem Texte von der Hand der Kaiserin Katharina II. von Russland, der Dichter Friedrich Hebbel, Friedrich Christian Daniel Schubart und endlich in interessanter Gegenüberstellung zwei Schriftproben Goethes, eine vom 7. November 1775, einen Tag nach seiner Ankunft in Weimar, und die andere vom Januar 18[illegible]

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft München. — Druck von MAX STEINEBACH, München.

Graphologische Prinzipienlehre.

Von **Dr. Erwin Axel.**

(Fortsetzung.)

IV. Graphologische Deduktionen.

(Fortsetzung.)

2. Die persönliche Ausdrucksform.

D. Herleitung des Temperaments und der Willensform.

(Fortsetzung.)

Ausser dem Verhältnis beider Kräfte ist uns von Wichtigkeit der Grad der Entzweiung, mit dem die Grundkraft auseinander geht, da er allein uns den Hinweis gibt auf die Grösse zwar nicht dieser Kraft schlechthin, wohl aber tatsächlich desjenigen Anteils von ihr, der im „Streben" zur Erscheinung kommt. Solche Einsicht wurde mit allem bisherigen derartig vorbereitet, dass wir uns jetzt in ihrer Begründung kurz fassen dürfen.

Da jegliches Streben als aus Antrieb und Hemmung geboren, sinnbildlich ausgedrückt, eine psychische „Stauung" begleitet, so ändert es sich mit dem Mass dieser Stauung, bezw. es wächst, wenn bei wachsender Hemmung auch der Antrieb wächst und es erlischt vor entweder schwindender oder den Antrieb überbietender Hemmung. Unser Wollen z. B. pflegt aufzuhören unter dem Druck der Erkenntnis, dass die Verwirklichung des Zieles unmöglich sei, und es hört sicher auf, wenn das Ziel erreicht ist; es hat umgekehrt eine besondere Heftigkeit, sofern die Zielvorstellung wirksam bleibt auch gegen mächtige Hindernisse. Wiederum gilt nun das oben Erwähnte, dass Antrieb und Hemmung mit ihrer Stärke zwar von der Sonderheit des Zieles, darum nicht minder doch zugleich von der Art und dem Umfang der Kräfte zeugen, über die der Charakter verfügen kann. Prädisponiert zur Vehemenz des Strebens folglich ist, in wem die Triebkraft sich jederzeit messen muss an einer gleichgewogenen Kraft des Widerstandes, und selbstverstandlich umso mehr, je grösser solchenfalls jede von beiden.

Dabei tritt im Zustand des Strebens plastisch klar das Element hervor, das wir sofort als verwandt empfinden dem äusseren Kräftegleichgewicht und dessen sinngenauer Name psychische „Spannung" ist. Als

integrierender Teil jedes Kraft- bezw. Energiegefühles hat sie, wie uns bekannt, ihre besonderen Ausdruckseigenschaften, unter denen graphisch vorzüglich zu merken sind: Druck, Winkel, Enge, Steile, Sinistrogyrität und der alle umschliessende Grad der Regelmässigkeit. Die begründen nach Dichte, Zahl und Schärfe den Unterschied des „spannungs r e i c h e n" und des „spannungs a r m e n" Duktus, welchem psychisch entspricht der Unterschied des energiebetonten Strebens hier und des nicht zwar schwachen, wohl aber des relativ spannungslosen dort. Je nach dem Masse der Aktivität wiederum, die aus der B e w e g t h e i t der Züge entnehmbar, gabeln sich beide in die leicht zu deutenden Dichotomien: des starkbewegt-spannungsreichen und des schwachbewegt-spannungsreichen Duktus auf der einen, des starkbewegt-spannungsarmen und des schwachbewegt-spannungsarmen auf der anderen Seite.

Solche unmissverständliche G r ö s s e n zeichen der psychischen Kraftentfaltung geben uns leider jedoch nicht den mindesten Anhalt für ihren zweifellos wichtigsten F o r m unterschied und lassen uns völlig darüber im Dunkeln, ob die z. B. vorhandene Spannungsstärke aus prädominierender W i l l e n s kraft oder aus dem eher konträren Zuge stamme des Vorwaltens heftiger und wohl auch den „Willen" übermannender G e f ü h l e. In der Tat: Druck und Winkel etwa finden sich gleicherweise in der Handschrift des zornig Gereizten wie des willensstark Entschlossenen. Die Untersuchung würde fortan des sicheren Haltes entbehren, wenn wir nunmehr vorerst nicht zum Abschluss brächten und im Bilde einer vollständigen Lehre vom Ausdruck des Willens zusammenfassten, was an vorgreifenden Andeutungen darüber und mannigfach gleichsam angesponnenen Fäden im Lauf dieser Arbeit zutage trat.

Eine Vorfrage gilt dabei unerlässlich der Definition der Willenskraft. Nun gehört auch das „Wollen" den Gefühlen an so gut wie das Fürchten etwa, Hoffen oder Begehren erfährt gleich ihnen zuweilen affektive Steigerung. Willenskräftig muss darnach heissen der mehr als im Durchschnitt für das Gefühl des Wollens Empfängliche. Willenskraft wird die Anlage oder Disposition genannt, vermöge deren besagtes Gefühl besonders leicht oder stark zur Wirkung kommt und zumal den Vorrang behauptet im Wettstreit mit anderen. Die Symptome des Willens folglich sind abzuleiten durch Anwendung des Gesetzes vom Ausdruck auf den Zustand des Wollens, wie wir solches in umgekehrter Folge für die Quantitäten der Bewegung und in völlig gleicher getan bei Gelegenheit der Erörterung des Grundgedankens durch Deduktion der körperlichen Züge des Entsetzens.

Wir warfen damals die Frage auf, welches Z i e l das Entsetzen (abgesehen von den Anlässen seiner Entstehung) habe. Wir fragen jetzt folgerichtig, wohin das W o l l e n ziele, oder: ob es ungeachtet der grenzen-

losen Mannigfaltigkeit der Motive ein allen Willenszielen charakteristisch Gemeinsames gebe, etwas, das jedesmal wiederkehre, weil und sofern das Ziel als gewollt erscheine. Darauf alsdann müssten die ihm unbewusst zugesellten Bewegungen gerichtet sein. Die Antwort auf diese Frage wird uns mit den Ausdruckskriterien der Willenskraft zugleich einen Teil der Ursache sichtbar machen, wodurch das „Wollen", obschon Gefühl, von allen übrigen kategorisch verschieden ist und welche den es vom „Fühlen" trennenden Sprachgebrauch als im tieferen Sinne berechtigt erweist.

Sein unterscheidend Charakteristisches dürfte uns deutlich werden durch Vergleich mit nächstverwandten Gemütszuständen wie etwa dem „Wünschen". Was heisst es: ich will ein Problem der Wissenschaft lösen im Gegensatz zu: ich wünschte, es sei gelöst?[92]) Zunächst ohne Frage, dass ich mich anstrenge oder bemühe, wovon (ob gespannt oder relativ spannungslos) das Wünschen jedenfalls nichts enthält. Dieses kann zwar, das Wollen aber muss ein „sthenischer" Zustand sein, dessen physische „Zeichen" die der Spannung sind.

Aber damit geben wir nur als bewiesen, was ohnehin nicht in Frage stand, und lassen nach wie vor unentschieden, woran sich die Herkunft jener Symptome aus der Anspannung gerade des Willens zeige. Allein wir brauchen nur weiter nach dem Sinn der erwähnten Bemühung zu fragen, um alsbald den wesentlich entscheidenden Schritt zu tun. — Etwas „wollen" heisst hinwirken darauf, dass es ins „Dasein" trete, sei es innerlich als ein Gedanke, wie im Fall der Lösung eines Problems, sei es äusserlich in Gestalt eines Dinges oder der Form eines solchen, seiner Lage, Bewegung etc. Das vermögen wir einzig durch Rückgang des Strebens vom Zielobjekt auf die Bedingungen seiner Verwirklichung. Wir konzipieren das Ziel als ein Ziel unseres „Willens", sobald wir von ihm aus gleichsam Umschau haltend nach Kräften trachten, durch die es bewirkbar sei, und wir „wollen" es genau in dem Masse, als wir es auf dem Umweg über die Mittel suchen, die zum Behuf seiner Realisierung erforderlich sind.

Nicht eine Aenderung seines Inhalts also macht das „Ziel" zum „Zweck" und lässt aus dem Wunsche das „Wollen" werden, sondern ein Wechsel in der Art des Bezogenseins der wünschenden Kraft auf die erwünschte Sache. Wir wollen sie erst, statt nur sie zu wünschen, wenn wir die ganze Kette der Wandlungen miterstreben, die vom Zustand der Vorstellung ihrer überführt zu dem der Gewissheit, dass sie vorhanden

[92]) Wir wählen hier um der Deutlichkeit willen zur Erläuterung des Wunschvorganges einen Fall des sog. „hypothetischen Strebens", das von der Tatsache entweder der Unmöglichkeit des Zieles oder des vorläufigen Nichtvorhandenseins seiner Bedingungen absieht. Das tut aber, tiefer gefasst, ein jedes Wünschen, auch wenn es auf mögliche und sachgemäss vorbereitete Dinge der Zukunft geht. Der Wunsch ist gar nichts anderes als die das Streben stets wieder neu anfachende Kraft der Zielvorstellung, soweit sie ohne Rücksicht auf alle Hindernisse und gleichsam blind dagegen in uns wirksam bleibt.

sei: wozu wir die Ursachen oder die Gründe brauchen, von denen sie abhängt. Wollende sind wir, sofern unser Streben gebunden ist an die Welt der (äusseren oder inneren) „Gegenstände" und die Gesetze ihrer Verknüpfung, kurz und umfassend gesagt: s o f e r n e s R e c h n u n g t r ä g t d e m S y s t e m d e r „W i r k l i c h k e i t". — Das bedarf noch einer Erläuterung.

„Gegenstand" heisst, wie schon dargetan, was der Geist b e t r a c h t e t, d. h. als ein Eigenes, ihm nicht Gehöriges, v o r sich sieht. Sofern er das tun muss (einem hier noch nicht näher zu schildernden Zwange folgend), verliert er ein Stück der seelischen Welt an die Zone der „apperzeptiven" Wachheit, in die nichts eintritt, ohne erprobt zu sein, ob es „subjektiv" oder „objektiv". Wir können fliegen, nämlich „i m Geiste", wie die bezeichnende Wendung lautet. Wir können es n i c h t, sobald wir, statt darin „aufzugehen", es denkend dem Geist g e g e n ü b e r stellen[93]. Im selben Moment ist der Vorgang ein subjektiver, ein nur gedachter, und als solcher unermesslich verschieden vom objektiven Fluge etwa des Vogels. Gebundenheit an die Welt der Gegenstände fordert daher: die Grenze zu wahren zwischen innerer und äusserer Wirklichkeit.

Das n i c h t zu tun, ist ein Kriterium des Wünschens. Bei ihm liegt der Nachdruck auf dem Erfassen des Zieles, das wir nicht haben könnten ohne die Gabe, vorübergehend b l i n d zu sein gegen die durch ihr „Dasein" Einspruch erhebende Gegenwart. Vergleichbar dem Traume, dessen S a c h welt so wandlungsfähig und fluktuierend ist wie in uns von der Welt der spiegelnde Wiederschein, läuft auch der wünschende Zustand beständig Gefahr, Gebilde der Seele für objektiv wirklich zu nehmen und, indem er sich steigert, unvermerkt einzumünden in die täuschende I m a g i n a t i o n d e r E r f ü l l u n g.[94] Demgegenüber ruht die Möglichkeit des Wollens auf dem unausgesetzt lebendigen Wissen der trennend vorhandenen Tatbestände und der als ihr Träger gedachte Wille erscheint vor der treibenden Kraft der Zielvorstellung als gleich generelle H e m m t r i e b f e d e r. — Indessen wir haben zum Teil schon vorgegriffen.

Ehe wir das W e s e n der Kraft untersuchen, die das Leben in „Geist und „Welt" zerspaltet, scheint es hier angebracht, sie zu bezeichnen nach ihrer geläufigsten Wirkungsform, die dadurch erst ihrerseits dem Verständ-

[93]) Aehnlich wie „Gegenstand" (objectum) legt auch das Wort „Vorstellung" bereits den Ton auf die apperzeptive Seite der inneren Tätigkeit, die es als ein Vor-sich-hinstellen oder Vor-die-Augen-stellen bezeichnet: darin sehr verschieden vom Worte „Bild" (imago), das keine Beziehung auf eine Affektion des Willens (sei es reagierende oder blosses Widerfahrnis) erkennen lässt.

[94]) Die imaginierende, „Luftschlösser bauende" Kraft des Wunsches wird ja vielfältig durch Legenden und Märchen bezeugt: recht populär und weltbekannt in der L a f o n t a i n e s c h e n Fabel vom Milchmädchen, das sich ausmalt, was alles es vom Erlös der Milch erstehen will, die es in einem Kruge auf dem Kopfe trägt: erst hundert Eier, von deren Ertrag ein Huhn, durch dessen Nutzniessung schliesslich ein Schwein, dann ein Kalb, eine Kuh — hier folgt der verhängnisvolle Luftsprung, der unter den Scherben des Kruges Kuh, Kalb, Schwein, Huhn und Eier begräbt

nis erschlossen wird: nach der Tätigkeit des Erfahrens. Das gängige Vorurteil sieht im Erfahren nur die passive Seite, das blosse Hinnehmen einfach „gegebener" Sachbestände und vergisst dabei völlig, dass diese selbst schon gebildet sind von der nur der Ratio eigenen „Fassungskraft". Wir treffen nicht irgendwo etwa „das Feuer" an, geschweige denn seine „Eigenschaften": erlebt wird einzig dieses bestimmte Feuer an der von ihm untrennbaren Oertlichkeit und als umrahmt von einem Zustand des Schauenden, der genau so zum zweiten nicht wiederkehrt. Ohne die Gabe, im sinnlich nur Aehnlichen und mithin Verschiedenen ein begrifflich Identisches festzuhalten, könnten wir keine Welt der „Objekte", sondern einzig der „Bilder", in der jeder Tag eine neue Sonne, jeder Abend neue Gestirne brächte und wo der volle ein anderer ist als der halbe Mond: wie solches auch heute zum Teil noch Gültigkeit hat für das Bewusstsein mancher „Naturvölker".

Erfahrbar ist, kurz gesagt, nur das irgendwie Feste. Wir lernten es nie, dass Feuer brennt oder Wasser kühlt, wenn jedes für uns nicht unwandelbar eines und immer die gleiche „Sache" wäre, wie unermesslich verschieden auch die Bilder seien, als deren Bruchstück sie erscheinen möge. Erfahrung setzt Vergegenständlichung und Fixation,[95]) d. h. die „Dasein" schaffende Potenz voraus, die wir an ihr genauer erläutern wollten und ist selbst nur deren erweiterte Wirkungsform. Indem überhaupt den inneren Fluss unser Geist verlässt und ihm gegenübertritt, vollzieht sich zugleich und davon untrennbar jenes „Beachten", welches den Kernvorgang der Erfahrung bildet und wesentlich unbewusst das im höheren Denken dann auch Bewusste leistet: Sonderung dessen, was im „Blickpunkt des Bewusstseins" steht vom Rest des Erscheinenden, Isolation der erlesenen Züge und ihre Verbindung endlich zur fortan das Bild ersetzenden Einheit. Dass deren Urgestalt in uns gelegen und wie sie zu denken sei, wird uns später beschäftigen. Hier richten wir unser Augenmerk vorerst auf den wichtigen Tatbestand, dass jedes Erfahren den psychischen Inhalt, auf den es bezogen ist, unbewusst ärmer macht. Aus singulären Augenblicksbildern von absoluter Veränderlichkeit entstehen der Messung zu unterwerfende „Dinge", sofern wir innerlich uns genötigt finden, davon mit scharf aufhellendem Geistesstrahl nur jedesmal einen Punkt zu treffen, indessen das übrige fast oder völlig in Schatten sinkt. Nur weil vom Erlebnisinhalt irgend ein Bruchteil fortwährend verschwindet, wiederholt er sich uns und wird uns vergleichbar, da denn in Wahrheit wieder und wieder Neues geschieht. Erfahrung geht

[95]) Auch das erläutert die Sprache überaus passend durch die Redensart „etwas mit den Augen fixieren" oder auch einfach „etwas fixieren", die wörtlich besagt „etwas fix d. h. fest machen" und damit meint, es besonders beachten.

nicht auf die Welt als solche, sondern auf deren geistiges Gegenbild, das statt ihrer ruhelos wechselnden Bilderflucht[96]) ein blosses Variieren beharrender Elemente zeigt. Auf die aber gründet sich, wonach wir erfahrend „uns richten": die bleibende Regel im Fluss des Geschehens.

Wir kennen damit den Charakter der hemmenden Kraft des Wollens. Die Welt, der es Rechnung trägt, ist die zu erfahrende, d. h. eine solche, die das regelnde Medium der Apperzeption durchmisst und darum, soweit sie uns eigen ward, auch ihrerseits Gleichförmigkeit, Wiederholung und „Gesetz" aufweist. Ohne die Konstanz der „Eigenschaften" gäbe es keinen „Rückgang vom Zielobjekt auf die Bedingungen seiner Verwirklichung", kein Erstreben „Mittels" um des „Zweckes" willen, kur eben kein „Wollen". Wie solches im ganzen an diese Konstanz knüpft erscheint, für die das Gesetz der Kausalität nur ein anderer N ist,[97]) so stellt es in jedem einzelnen Akte die innere Tätigkeit vor ei objektiv gültig erkannte Regel hin: ihren weiteren Fortgang an de folgung bindend. Zum Objekt des Wollens wird uns ein Ziel, so im Streben darnach zugleich die Regel wahren, durch die es dauernder Teil der erkennbaren Wirklichkeit.[98]) Wie fast völlig wo wir mühelos fliegen können, und oft kaum minder im Drang Wünschens, so weicht alternierend die Schranke des Wissens in jedem Gefühl und zwar nach dem Grade seines „Pathos" oder der Hingegebenheit an den Zug des Inneren, der „assoziativ" und daher unberechenbar weiterstrebt und nicht nach dem Kanon geistiger Forderungen. Das Wollen hingegen kann zwar Affekt, aber nie pathetisch werden: es ist unter allen Gefühlen das einzige absolut wache und unbedingt nüchterne.

---

96) In der Auffassung dieses Gegensatzes wurzelt das Eleatenproblem vom fliegenden Pfeil, der logischer Weise nie ans Ziel kumme und von der nicht einzuholenden Schildkröte: Beispiele, die recht verstanden, nicht etwa nur spielerisch, sondern treffend und unwiderleglich die Unanwendbarkeit des Begreifens auf die Sinnenwelt deutlich machen, (woraus allerdings nicht folgen muss, dass Bewegung und Vielheit nur täuschender „Schein"). — Uebrigens zeigt die Geschichte des Denkens, dass mit der Innigkeit des Zusammenschlusses von „Geist" und „Welt" stets auch die Neigung wuchs, ein Irratinales, begrifflich nicht zu Umgrenzendes als Element des Seins zu fassen. So bringt die Philosophie der Romantik, die gern metaphorisch und in sinnlichen Analogien dachte, die tiefe, aber wissenschaftlich unmögliche Lehre vom Kontinuum wieder anf und nennt ganz folgerichtig den Inhalt des von ihr hochgeehrten künstlerischen Abbilds der Welt das „Unendliche"

97) Zu den lehrreichen Irrtümern aus der Geschichte des Denkans gehört eine Ansicht des Philosophen, der in der Erfurschung des apperzeptiven Vermögens zu bleibenden Resultaten kam, die Ansicht Humes vom Wesen der Kausalität. Der Glaube an die Notwendigkeit gewisser Sukzessiunen rühre, so meint er, von ihrer Häufigkeit und einer daraus sich ergebenden Nötigung her, beim antezedierenden Vorgang den zu erwarten, der ihm erfahrungsgemäss zu folgen pflege. Weil wir im „Ding" oder sonst „Gegenständlichen" unweigerlich auch seine „Eigenschaften", d. h. aber Modi des Wirkens haben einer im Wandel der Bilder mit sich identischen Kraft, so folgert Hume, dass es umgekehrt eine Regelmässigkeit des Geschehens sei, die jenen Begriff in uns erst erzeuge. Wenn irgend etwas, so wirft dieser Irrtum ein Licht auf die aktive Hälfte in der Tätigkeit des Erfahrens, als welche ein unbewusst diktatorisches Setzen des Gleichen oder ein Ordnen und Regulieren ist des an sich selbst „unendlichen" Weltverlaufs. Dem gibt auch die Sprache Ausdruck, wenn sie die Gattung gerade der Regeln von unverbrüchlicher Gültigkeit „Gesetze" tauft, was doch wörtlich eine vom Geist gegebene Vorschrift oder Maxime wäre.

98) Wir vergessen es meist, dass auch die einfachste Handlung wie Gehen, Sprechen, Heben von Gegenständen etc. eine grosse Summe von Erfahrungen voraussetzt oder vielmehr beruht auf der latenten Wirksamkeit von

Auf die Frage, was sämtlichen Zwecken gemeinsam sei, lautet die Antwort folglich: Tendenz der Regelung. Dann fordert das Grundgesetz, dass allen Funktionen, die dem Willensakt unbewusst zugesellt, die Regelmässigkeit innewohne. Der Zustand des Wollens wirkt auf den Ausdruck regulierend oder: die Vorherrschaft des Willens spricht sich im unbewussten Walten einer Regel aus.

Wir beglaubigen diese Formel zunächst durch Hinweis auf den fundamentalen Unterschied der aussermenschlichen von der Natur, die durch den Willen hindurchgegangen: es ist genau der wiederholt herangezogene Gegensatz von Eigenart und Gesetzlichkeit. Die Gebilde der Natur sind einzig und unwiederholbar. Nicht zwei aller Wasserwellen, Kristalle, Bläter, Tiere oder menschlichen Körper gleichen einander völlig. Kein Stern hat die Form der mathematischen Kugel und keine Bewegung findet genau im Kreise statt. Ein steter Umlauf zwar und ewiger Pendelschwung kennzeichnet das Ganze, wie er im Wechsel von Tag und Nacht und im Wandel der Jahreszeiten uns wohl am eindrucksvollsten deutlich wird. Aber wie unausdenklich jedesmal neu und völlig unberechenbar in ihrer sinnlichen Erscheinungsform ist diese Art der Wiederkehr! Es wird jeden Morgen ein wenig früher oder später hell als der Stand der Sonne erwarten lässt und kein „natürlicher" Herbst beginnt und endigt nach dem Kalender. Sogar das scheinbar absolute Gleichmass der astronomischen Erscheinungen ist nicht nur periodischen „Störungen" ausgesetzt, sondern einer zwar ungemein allmählichen, aber nichtsdestoweniger unablässigen Gesamtverschiebung, als deren Folge nach freilich riesenhaften Zeiträumen eine zunehmend grössere Verkürzung des Erdentages in sicherer Aussicht steht. Einen festen Massstab, sei es des Raumes, sei es der Zeit gibt nicht die Natur, ihn fordert und setzt und zwar in jedem Akt des Erfassens ausschliesslich der Geist.

Ihren irregulären Rhythmus aber begleitet auch oder vielmehr bildet ab das Bewusstsein, soweit Vernunft und Willkür noch nicht Herr geworden. Genau mit dem täglichen Wechsel des Lichtes wechselt

einverleibten Erfahrungsregeln, die als solche freilich wir nicht zu kennen brauchen. Dass es gleichwohl so ist, wird uns eindringlich fühlbar gemacht, wo unser Wille ein tatsächlich Unbekanntes nach der Art des Gewohnten behandelt. Eine geschwärzte Papphülse von der Form einer Hantel mit dem Vermerk „50 kg" laufen wir Gefahr, bei dem Versuch des blossen Ergreifens aus falsch bemessenem Kraftaufwande hoch in die Luft zu schleudern; wie umgekehrt der Unkundige ein ihm überreichtes Medizinglas voll Quecksilber unfehlbar fallen lässt, da die greifende Hand sich unbewusst eingestellt findet auf eine allgemeine Regel vom Verhältnis wahrgenommener Flüssigkeitsmengen zu ihrem Gewicht, die auf das etwa eisenschwere Quecksilber aber nicht anwendbar. Insonderheit letzteres Beispiel für Entgleisung des Wollens aus Erfahrungsmangel zeigt auch noch dies, dass der Rückschlag der Gegenstände vor allem empfindlich wird im Bereich der äusseren Wirklichkeit, d. h der Dinge. Eine falsche Ansicht im rein Theoretischen kann sich behaupten und häufig wiederkehren, weil hier der Trugschluss nur logischen Widerspruch und nicht materiellen sich sträubender Kräfte erfährt. Man hat denn auch mehrfach mit Recht hervorgehoben, dass der Irrtum besser gedeihe und länger beharre auf dem Boden der reinen Wissenschaft als der angewandten, d. h. der Technik. Das vorwaltend äussere Wollen muss also anspannungsfähiger als ein vorwaltend inneres sein: und das ist der Grund der meist kräftigen Druckbetonung und häufigen Winkelbildung in den Handschriften typischer Praktiker sowie der dünnen und kursigen Züge des Theoretikers

bei den Tieren Wachen und Schlafen und dem Wandel der Jahreszeiten folgt, um nur eines zu nennen, der Instinkt der Zugvögel, deren Kommen und Gehen ebensowenig bestimmbar ist wie ein Umschlag des Wetters. Man halte daneben die Tages- und Jahreseinteilung des arbeitenden Städtebewohners mit ihren unwandelbar fixierten Zäsuren der Ess- und Arbeitspausen, der „festen Tage"[99]) und Wochenlängen, um augenblicklich einzusehen, dass dem Willen die Regel zur Seite steht oder die den Rhythmus durchbrechende und ihn schliesslich zerstörende Mechanisierung der Lebensprozesse.

Wenn die Antike, wie bereits ausgeführt, und vollends erst jedes „Naturvolk" den Vorrang des Pathos, das Christentum den des Willens bezeichnet, dann sollte jenen die Neuzeit überlegen sein durch Züge der Regelung und Gesetzlichkeit und wiederum ärmer an Arten und Modalitäten, sei es im Typus der Werke oder der allgemeinen Bewegungsformen. Dass es so ist, braucht kaum noch bewiesen zu werden. Dort sehen wir eine urwaldartige Fülle der sinnlichen Lebensbezüge, das wahre Getauchtsein jedes Tages in den Born eines uns fremd gewordenen Bilderdienstes, an dem gemessen unsere Theaterfreuden und sonstigen Schaugenüsse auf die Stufe gleissnerischer Imitationen sinken und als dessen Folge eine Blüte der Raumkunst, die man nie auch nur annähernd wiedergewann, hier aber freilich den Triumph des Maschinellen, die spielende Beugung ehemals bloss angestaunter Naturphänomene unter das Joch des Kalküls, d. h. der Regel, und eine bis ins einzelne durchgeführte Disziplinierung der Gesamtheit, die bisher nicht ihresgleichen hatte und welche die Volkskraft etwa eines ganzen Erdteils mit unglaublicher Schnelle in vorbestimmter Bahn sich entladen zu lassen ermöglicht.[100]) — Wie der antike Mensch stolz auf die Schönheit seines Leibes war und regelmässige Arbeit als eine ihm unzukömmliche Sache nahm, so ist es der moderne umgekehrt auf seinen „Beruf", d. h. auf das Wissen, mittätig brauchbarer Teil zu sein an der Riesenmaschine der staatlichen „Ordnung". Hier und nur hier hat er seine Art der Würdigkeit, wie er umgekehrt, was er verlör, verrät, wo er geschmacklos genug ist, Feste zu feiern.

Da die Macht der Regel nicht in der Schönheit oder Vollendung eines Gebildes, sondern darin liegt, dass sie deren viele indifferent gegen ihre Bedeutung verbindend zusammenfasst, so stellt sich ihr Dasein im Leben der Oeffentlichkeit zumal durch Steigerung der Mobilität bezw. aller

[99]) Auch hier ist die Sprache lehrreich. Sie hat in dem Worte „Festtag" das Bewusstsein davon erhalten, dass jede öffentliche Feier eine festgesetzte Einrichtung ist. Gegen diese Tyrannei der Mathematik über die Freudentage des Lebens wehrt sich der „gesunde Menschenverstand" mit der Redensart: „Man soll die Feste feiern, wie sie fallen!"

[100]) Ein gesundes Gefühl für den zweifellos feindlichen Gegensatz von organischer Rhythmik und disziplinierter Utilität gab schon mehrfach Anlass zur nicht nur berechtigten, sondern ganz unvermeidlichen Scheidung zweier Begriffe der „Zivilisation", als allgemeiner Verstandesherrschaft, von der „Kultur", als sozial sich vollendender Wachstumseinheit,

Funktionen dar, welche Raschheit des Verkehrs bewirken. Nun weiss aber jedermann, dass nie noch, solange es Menschen gab, die Instrumente der Verkehrsmechanik solcherart ausgespannt und vollbesaitet waren wie in der Gegenwart und dass ihr erfolgverbürgendes Zusammenspiel von der peinlich genauen Disposition abhängt des alles Leben umfassenden Mediums selber, nämlich der Zeit. Nichts öffnet uns unmittelbar die Kluft zwischen Welt und Willkür als der Vergleich des lebendigen Wellenschlages, der alles Kommen und Gehen dort — man denke der Wandervögel — unberechenbar macht, mit der ausgemessen starren Pünktlichkeit, nach der es sich hier — im Herzen etwa eines Bahnhofs — abrollt.[101])

Schwerer vielleicht als die Deutung dieser kaum misszuverstehenden Gegensätze dürfte der Nachweis wiegen, dass das mittelalterliche Christentum, weil es die Uebermacht des Willens vorbereitet, bei aller uns fremden Eigenart seiner Jenseitswünsche nichtsdestoweniger den W e g bezeichnet zur uniformierenden Würde der Beruflichkeit. Seine P r a k t i k e n nämlich im Mönchs- und Ordenswesen zielen unter rücksichtsloser Missachtung des Charakters der „Persönlichkeit", dessen Revolten als Regungen sündhaften „Hochmuts" gelten, auf eine bis dahin ganz unerhörte S c h e m a t i s i e r u n g des Einzellebens. Auch wenn uns die L e h r e n des Christentums abhanden kämen und wir nicht mehr w ü s s t e n, dass es der heidnischen Sinnlichkeit den „weltüberwindenden" W i l l e n entgegenhielt, erschlösse ein Blick auf die selber den Schlaf nicht schonende Zucht der Klöster seine tatsächlich eingeleitete Vorherrschaft: wie umgekehrt jene den Beweis erbringt, dass j e d e s Wollen — selbst das von „transzendentalen" Motiven geleitete — regelnd und normierend wirkt.

Ferner wird unsere Formel bestätigt durch alltägliche Erfahrungen eines jeden. Um beispielsweise irgendwo „Ordnung" zu schaffen, bedarf es nur eben des Entschlusses dazu (der denn manchem ja freilich schwer genug fallen mag!): wohingegen künstliche Unordnung, damit sie nicht unecht wirke, zu ihrer Erzeugung Erfindungsgabe, ja einige Phantasie erfordert.[102]) — Hier lässt sich die Handschrift zu Hülfe nehmen. Auch diese nämlich muss jenem Satze gemäss umso regelmässiger beschaffen sein, je mehr wir uns schreibend im Zustand des Wollens befinden. Das tun

[101]) Von allen Erfindungen der Neuzeit ist sicherlich keine in der Antike anmöglicher und für unseren Abstand von ihr entscheidender als die Taschenuhr. Derselbe Hiatus tritt auch begrifflich hervor durch Paarung der Redensart „time is money" mit dem Wahrwort des Gegenteils: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!"

[102]) Der Fall, dass jemand Unordnung s c h a f f e n möchte, ist nicht eben selten, indem sie zunächst allerdings von Zerstreutheit und einem Mangel an Achtsamkeit auf das Naheliegend-Tatsächliche, zugleich aber sekundär zeugen kann von nach Innen gekehrter Lebensfülle, von Begeisterung oder Versunkenheit. Man weiss aber auch, wie schwer es gelingt, die „geniale Unordnung" glaubhaft zu erkünsteln. — In einem Lehrbuch der graphologischen Technik wäre hier eine Exkursion auf das Gebiet der habituellen Ausdruckseigenschaften der B e r u f e geboten. In dem Masse als ein Beruf die Uebung speziell des Willens erfordert, wird er der Handschrift eine Norm aufprägen und die Regelmässigkeit überwiegen machen. Davon ein Maximum müsste deshalb z. B. die Handschrift des Kaufmanns, ein Minimum die des Künstlers zeigen, sofern sie hier nicht als aus ästhetischer Schulung erworbener Zug figuriert.

wir z. B. so oft wir uns „Mühe" geben oder wohl gar unsere Schrift zu verstellen trachten. Nun wissen wir aber, dass unter den unbewussten Begleitmerkmalen ausnahmslos jeder Verstellungsabsicht zum mindesten auch die Tendenz auftritt nach erhöhter Regelmässigkeit, dass letztere ihrerseits unschwer erworben wird sogar von Personen mit einem ursprünglich eher schwankenden Duktus und dass zumal sie unter Umständen das entscheidende Indizium bildet für die Mitbeteiligung der Willkür am graphischen Ausdrucksbilde. Die Verengung des Spielraums zahlreicher Schriftelemente, vor allem des Neigungswinkels, bleibt sogar dann nicht aus, wenn die Absicht des Schreibenden gerade umgekehrt auf Reichtum und Wechsel der Formen geht, was wir schon früher und durch ein besonders typisches Beispiel noch im letzten Kapitel dargetan. (Vergl. Fig. 80.) Prinzipiell gesprochen: da die „Zeichen" der Willkür allgemeiner Erwägung und, wie wir wissen, auch experimentellen Befunden zufolge stets zugleich solche des Wollens sind und da die Enge der Schwankungsgrenzen unter ihnen in vorderster Reihe steht, so muss sie notwendig wenigstens eines der Ausdruckskriterien des Willens sein.

Wenn nach alle diesem an der Richtigkeit unserer Deduktion kein Zweifel mehr möglich ist, so wirft ihr Ergebnis zugleich ein klärendes Licht auf die ganz spezielle Funktion zurück, die wir von vornherein der Regelmässigkeit zuerkannten. Wir konfrontierten sie im System der Schrifteigenschaften mit der Eigenart, d. h. jenem Zuge des graphischen Ausdruksbildes, der durch keine Analyse abstrahierbar ein Merkmal des Ganzen und folglich ein Merkmal auch sämtlicher Teile bildet. Wenn auch nicht dieses gilt von der jedem Schriftelement b e s o n d e r s zukommenden Regelmässigkeit, so ist allerdings nur sie befähigt, die Freiheit der Züge nicht sowohl aufzuheben als vielmehr abzulösen. Soweit sie sich ausdehnt, geht, wenn nicht die Form überhaupt verloren (das ist schliesslich Sache der Namengebung), so doch unzweifelhaft deren Naturcharakter und es tritt an die Stelle ein Mechanismus von zwar bald mehr persönlicher, bald traditioneller Beschaffenheit. Dem entspricht nun ein seelisch nicht minder grundsätzlicher Unterschied. Je normierter die Handschrift, umso mehr ist die psychische Eigenart zwar nicht schlechterdings ausgelöscht — auch ein „Stil" kann unfraglich „Charakter" haben — wohl aber in gleicher Breite nur mittelbar, nämlich als Träger da einer Wirksamkeit in dem an sich ganz unpersonellen Bereiche des Wollens. Der vorwiegend triebhafte verhält sich zum Willensmenschen in der Tat etwa so wie das Feuer, womit man den Kessel heizt zu der dadurch in Bewegung gesetzten Maschine, und was von Impulsen zu Akten des Willens wird, verbraucht sich nicht anders, wie die Wärme umgesetzt und als solche vernichtet wird, soweit sie zum Treiben der Räder dient.

Wir kehren zu dem Begriff zurück, von dem die Erörterung ausgegangen, der psychischen Spannung, als deren Symptome wir kennen lernten: Druck, Winkel, Enge, Steile, Sinistrogyrität und Regelmässigkeit. Wir stellten die Frage nach ihrer Beschaffenheit, im Fall sie primär für den Willen sprächen. Darüber entscheidet das Dasein des letztgenannten. Nun kann die Regelmässigkeit eine grosse sein bei sonstiger Spannungsarmut: dann herrscht zwar noch immer der „Wille" vor, aber nicht weil er stark ist, sondern weil es an starken „Gefühlen" mangelt. Energie im engeren Wortsinne als Spannungsstärke speziell des Willens geht also nicht aus dem Grad der Geregeltheit, sondern daraus hervor, dass es ein an Spannungen reicher Ausdruck ist, der sich die Schranke der Norm gesetzt. Fehlt umgekehrt diese und etwa auch noch das natürliche Ebenmass einem mit Nachdruck und Winkeln beladenen Ausdrucksbilde, dann ist zwar im weiteren Wortsinn ebenfalls Energie vorhanden, aber keine des Willens, sondern unmittelbarer Gefühlsimpulse. Der entsprechende Duktus verriete den affektiven, der entsprechend andere aber den Willenstypus. Wir illustrieren diesen Gegensatz vorweg an einem Beispiel, welches zu zeigen erlaubt, wieso er verträglich ist mit relativ gleicher Grösse der Spannkraft.

Geprüft auf Symptome der Spannungsstärke sind die Handschriften Bismarcks und Bonapartes einander nahezu äquivalent. Fig. 91 und Fig. 92. Der maximale Reibungsdruck dürfte bei Napoleon ungeachtet der, wie es scheint, etwas weicheren Feder erheblicher als bei Bismarck sein, wohingegen bei diesem sich schärfere Winkel finden.[108]) Die Lage (wenigstens in den Grundstrichen der beiderseitigen Unterschriften) ist wenig verschieden. Im Abfluss der Rechtsbewegung ungleich gehemmter erscheint der Bismarcksche Duktus durch seine weit grössere Enge und die wiederholt gekürzten Wortabschlüsse. Dafür hat Bonaparte eine Paraphe aufzuweisen, die an gewaltsamer Zentripetalität ihresgleichen sucht. Nun ist zwar Bismarcks Handschrift unverhältnismässig banaler, weshalb ein Vergleich der Intensitäten streng genommen nicht ausführbar, allein das hindert nicht festzustellen, dass in beiden Persönlichkeiten der Zug der Spannkraft relativ gleich stark hervortritt gegenüber sonstigen Formeigenschaften. Soll ihrer eine hochgradig energisch heissen, so muss es nicht weniger auch die andere.

Anders fällt das Ergebnis einer Ermittlung des Willens aus. Der Bismarcksche Duktus ist zweifellos regelmässig (enger Schwankungsspielraum des Neigungswinkels und abgewogene Zeilenweite), überdies auch

---

[108]) Die hier vorgelegte Probe von Bismarcks Hand ist eine relativ zarte; nicht selten schrieb Bismarck kräftiger. Doch treten die typischen Grundeigenschaften wie wohl fast in allen Schriftstücken Bismarcks unverkennbar hervor.

noch rhythmisch, was wir hier jedoch übergehen können. Die psychische Spannkraft ist eine disziplinierte: sie tritt in Erscheinung vorzüglich als

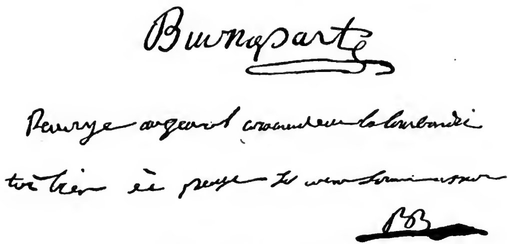


Fig. 91. Affektiver Typus. *(Napoleon).*



Fig. 92. Willenstypus. *(Bismarck.)*

Willensspannkraft. — Der Duktus Napoleons ist nicht nur unregelmässig (grosser Schwankungsspielraum beinah sämtlicher Grundelemente), son-

dern wesentlich auch ohne Gleichförmigkeit. (Vom Kleinerwerden der Wörter abgesehen sind ziemlich alle Schwankungen unperiodisch. Man beachte z. B. den graphischen Widerspruch zwischen der sinistrogyren Paraphe und den nach rechts verlängerten Wörterenden.) So paradox es klingen mag: Napoléon war k e i n Willensmensch. Seine psychische Spannkraft wirkt nicht nach dem Gesetz des Willens; er gehört der an Spielarten reicheren Gruppe der a f f e k t i v Energischen an.[104])

(Fortsetzung folgt.)

---

[104]) Merkwürdig, ja mysteriös ist die Handschrift Napoleons in mehr als einer Hinsicht. Mit dem auf fast haltlose Hinreissung weisenden Mangel an Gleichgewicht kontrastiert eigentümlich die Verbundenheit aller Schriftelemente, die angesichts einer Federführung von ganz ungewöhnlicher Schwerfälligkeit gewiss nicht als „Fluss" der Bewegung und Folge der Eile verständlich wird. Da die Schrift überdies reduziert und schwunglos ist, so hätten wir überaus n ü c h t e r n e s K o m b i n a t i o n s v e r m ö g e n ! Die Vereinigung derart gegensätzlicher Züge würde den Schluss auf eine das ganze System beherrschende L e i d e n s c h a f t nahelegen. Die sollte jedoch den „Pathos" genannten Gefühlszustand zur Entfaltung bringen, der z. B. Grösse der Schrift zur Folge hat. Statt dessen liegt eine wesentlich kleine vor: beständig in Fadenform übergehend. Dem widerspricht nun wieder die abduzierende Zeilenbehandlung, widersprechen zumal die hoch hinausgeschleuderten i-Punkte! Vulgärer Ehrgeiz (denn der Duktus ist im engsten Wortsinne „schmierig") und phantastische Begeisterung kreuzen sich: aber keines von beiden trägt den Charakter. — Die Handschrift wird nur verwickelter, je tiefer man in sie dringt, und sie gibt uns fast immer verneinende Antwort, wenn befragt nach jenen Charakterzügen, die man gern einem grossen Strategen beimisst. So zeigt sie uns nichts von vorbedachter Besonnenheit, sondern b l i n d e s Wollen, unwiderstehliches G e t r i e b e n s e i n; nichts von „Organisationstalent", sondern Herrschaft brutaler Impulse des Augenblicks. Niemand entnähme aus ihr die Gaben des vielleicht grössten Schlachtenlenkers! Und dabei ist sie die innerlich lebendste, tiefste von allen, welche wir kennen. Ihre Rätsel zu lösen, soll hier nicht unternommen werden. — Einen Vergleich mit den so gar nicht sphinxhaften Zügen Bismarcks findet man angedeutet, obschon leider nicht durchgeführt, in der Broschüre von B u s s e, Bismarcks Charakter. S. 32—33.

Mitteilungen.

Geschichtsgraphologie.

Ludwig XI., Ludwig XIV. und Bismarck.*)

Eine lange Zeit liegt zwischen Ludwig XI. und Ludwig XIV., zwischen Ludwig XIV. und Bismarck. Auf Grund der einfachen Unterschrift Bismarcks und unter strengster Anwendung der graphologischen Regeln ohne Berücksichtigung irgendwelcher anderer Offenbarungen seines Charakters konnte von ihm ein geistiges und sittliches Charakterbild entworfen werden von dem Werte einer Photographie. Die gleiche Arbeit auf Grund eines vier Seiten langen Schriftstücks desselben Urhebers wurde ausführlicher, ergab aber nicht den mindesten Widerspruch zu dem, was mir die 9 Buchstaben der Unterschrift allein bereits enthüllten. Von Ludwig XI. besitze ich nur eine mit Unterschrift versehene Zeile, von Ludwig XIV. aber haben wir viele Autographen.

Angenommen, wir hätten von diesen grossen geschichtlichen Persönlichkeiten nur die Unterschrift. Obschon die drei in so verschiedenen Kulturperioden lebten und sich so verschiedenartiger Schriftformen bedienten — der gotischen Schrift des XIV., der französischen Schrift des XVII. und der deutschen Schrift des XIX. Jahrhunderts —, so lässt dennoch die graphologische Untersuchung das innerste Wesen dieser drei Seelen erkennen.

Es sind drei hitzige, heftige, ungestüme Naturen, die bis zum Uebermass das Gefühl ihrer Kraft haben, die ganz von Ehrgeiz erfüllt keine Entmutigung kennen, alles dem zu erreichenden Ziele aufopfernd und mit einer solchen Unbeugsamkeit auf dies Ziel zusteuernd, dass nichts sie zu hemmen vermag.

Das graphologische Merkmal hierfür ist sehr ausgeprägt. Die drei Unterschriften sind sehr ansteigend. Die aufwärtsstrebende Federbewegung tritt deutlich und lebhaft hervor.

Zwei von ihnen schreiben eckig: Ludwig XI. und Bismarck. Beide unverträglich, unleidliche Nachbaren und unversöhnliche Feinde. Ludwig XI. zeigt die meisten Ecken; Ludwig XIV. als der von Charakter sanftere, entbehrt in seiner Schrift nicht ganz der Rundungen. Bei Ludwig XI. läuft der Winkel spitz zu, woraus auf Schroffheit, Härte, Starrsinn zu schliessen ist; bei Bismarck ist die Unbeugsamkeit mit Sanftmut gemischt: sie nimmt mithin den Charakter der Festigkeit an.

Bismarck hat den stärksten, unversöhnlichsten Willen. Manche Buchstaben enden in stark ausgeprägten Keulenzügen, besonders das k, mit dem sein Name schliesst: dies ist die Kralle des Löwen. Mit Ludwig XI. ist nicht gut Kirschen essen; Bismarck ist ein Schlagetot und Haltefest; Ludwig XIV. erscheint neben diesen beiden wie ein Lamm.

Ludwig XIV. und Bismarck sind zwei Deduktive ersten Ranges. Als Logiker und Räsonneure, positiv und praktisch veranlagt, setzen sie Willen und Gedanken in die Tat um. Nur die Tat hat für sie Wert. „Der Staat bin ich", sagt Ludwig XIV; „Gewalt geht vor Recht", sagt Bismarck. Diese beiden Aussprüche sind sich ebenbürtig. Man sehe nur, wie deutlich das graphologische Merkmal der deduktiven Geistesveranlagung hier zutage tritt. Wer seine Gedanken in solcher Weise verbindet, schreibt auch die Buchstaben ganz ohne Unterbrechung.

*) Aus: Michon, „Système der Graphologie". Seite 84—92.

Ludwig XI. ist mehr intuitiv; er ist der Mann der absoluten Theorie, jener Theorie, die Ludwig XIV. völlig entwickelt vorfand auf äusserst gefestigter

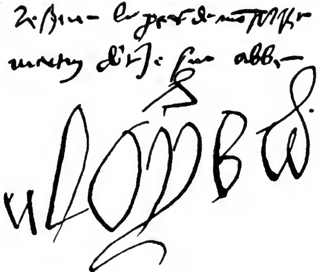


Fig. 1. — Ludwig XI.

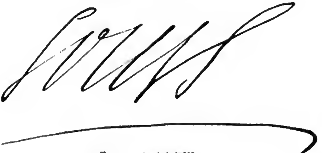


Fig. 2. — LudwigXIV.

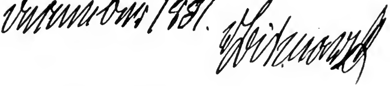


Fig. 3. — Bismarck.

Basis. Der düstere Schlossherr von Plessis-les-tours kennt nur dies eine: seine Pläne — ob richtig oder nicht — zur Ausführung zu bringen. Wenn je, so

lebte hier der kategorische Imperativ in Person. Um 1478 schreibt er dem Parlamente von Paris: „Et gardez que ce n'est faulte, car tel est notre plaisir."

Mit einem so kurz angebundenen König scherzt man nicht. Ihr Herren vom Parlamente, seid auf Eurer Hut.

Seine Handschrift zeigt das graphische Kennzeichen der Intuition: die unverbundenen Buchstaben. Was er denkt und will und was ihm beliebt, ist wie mit dem Meissel in Stein eingegraben. Dieser Kraft muss ein jeder weichen. Nach seinem eigenen Kopfe handeln, das ist die einzige Idealität, von der er nie lässt. Ludwig XI. ist der wirkliche Typus des Königs und Herrschers.

Er hat eine grosse Einbildungskraft. In ihm steckt noch ein gut Stück Mittelalter. Er schreibt grosse Federzüge, wie sie von etwas tollköpfigen Studenten und von jungen Mädchen, die sich leichtfertig über vieles hinwegsetzen, gern geschrieben werden.*)

Ihm folgt sodann Ludwig XIV.; er aber sucht in der Federführung an sich zu halten. Er ahnt die Gefahren der Phantasie, die ihn dennoch viele Torheiten begehen liess.

Am meisten Herr seiner selbst ist Bismarck. Leicht aber wurde es ihm wahrlich nicht. Auch ihm nämlich fehlt es nicht an Einbildungskraft, nur hat er sie viel fester am Zügel. Er ist von anderem Blute, von anderer Rasse. So gleicht er einem ungestümen Renner, dessen Feuer völlig gebändigt ist. Welcher Unterschied zwischen der tollköpfigen, ungezügelten Unterschrift Ludwigs XI. und dem so regelmässigen, methodisch bemessenen Namenszuge Bismarcks.

Man kann sich wohl denken, dass diese drei Männer viel an sich halten, dass sie aufmerksam, vorsichtig, argwöhnisch sind. Ludwig XIV. ertappt sich bisweilen dabei, einen Punkt hinter seinen Namen zu setzen, so im Heiratskontrakte des Fräulein von Nantes, einer Tochter, die ihm Frau von Montespan geboren. Ludwig XI., ein wunderlicher König, lässt sich nicht daran genügen. Er fängt gleich mit dem Punkte an und setzt ihn vor die Unterschrift. Es ist nicht zu glauben und ist doch so. Welch ein schrecklicher Argwohn, welche Besorgnis, es könne irgendetwas vor die Unterschrift gesetzt werden.

Bismarcks eng zusammengedrängte Schrift bekundet die Ordnung, Genauigkeit und Sparsamkeit des Mannes, der auch Kleinigkeiten Aufmerksamkeit angedeihen lässt.

Unter diesen Dreien erscheint Bismarck als die am meisten zum Herrscher berufene Persönlichkeit.

Trotz des Scheines von Sanftmut besitzt er eine teutonische Schroffheit, die ihn unbeugsamer macht als Ludwig XIV., so dass er fast dem furchtbaren Ludwig XI. gleicht.

J.-H. Michon.

(Uebersetzt von I. v. Ungern-Sternberg.)

*) Diese Eigentümlichkeit ist dermassen auffallend, dass in einer Veröffentlichung des Musée des Archives nationales, Seite 287, darauf hingewiesen wird: „In grossen, hochgestreckten Buchstaben, denen eine ganz persönliche Physiognomie eignet, ist die Unterschrift des Königs niedergeschrieben." Eine treffende graphologische Bemerkung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München. — Druck von MAX STEINEBACH, München.

Graphologische Prinzipienlehre.

Von Dr. Erwin Axel.

(Fortsetzung.)

IV. Graphologische Deduktionen.

(Fortsetzung.)

2. Die persönliche Ausdrucksform.

D. Herleitung des Temperaments und der Willensform.

(Schluss.)

Die nunmehr folgende Typenentwicklung nimmt ohne weiteres auf die Tabelle III Bezug, zu deren rein äusserlichem Verständnis folgendes diene. Die unter den graphischen Kategorien jeweils erste Reihe psychologischer (die durch besonderen Druck hervorgehoben) gibt die notwendig dazugehörigen Eigenschaften. In gewöhnlichem Druck fortlaufend daruntergesetzte sind rücksichtlich der durch sie mitbezeichneten Grösse der Spannung wesentlich sinngleich mit den vorangestellten und sollen wenigstens vermuten lassen, dass ein abstrakt gewonnener Teilbegriff charakterologischer Unterschiede in Wörtern der Umgangssprache nie für sich, sondern bestenfalls als orientierender Stamm von häufig sehr verzweigten Gebilden lebt und daher fast immer g l e i c h getreu durch m e h r e r e bezeichnet wird. Nach einem trennenden Abstand weiter noch angefügte geben sinn v e r s c h i e d e n e Struktureigenschaften (zumal auch solche des „Naturells"), zu deren Ursachen jedoch unter anderem auch die fragliche Form der Energie gehört. In eckigen Klammern aufgezählte Wörter endlich bezeichnen spezifische Triebfedern und Intellektualqualitäten, die nicht logisch notwendig, wohl aber erfahrungsmässig gern mit jener verbunden sind.

Wir betrachten zunächst den starkbewegt-spannungsarmen Duktus (A), der gleich den übrigen weiter zu teilen ist nach dem Grade der Eigenart einerseits, der Regelmässigkeit andrerseits. Für den Grenzfall der möglichst durchgebildeten Eigenart ist die Regelmässigkeit ausgeschlossen wie umgekehrt jene bei ausgebreiteter Regelung. Wir stellen der einen daher als begrifflichen Gegensatz nur einfach die andere zur Seite; zu beiden tritt endlich als drittes Extrem die regellose Unform hinzu. Mit solchen

Tab. III. — Formtypen

A. BEWEGTHEIT : GROSS. — SPANNUNG : GERING.

L e b h a f t i g k e i t.

Form		Stil	Unform
I. Gleichmässig	II. Ungleichmässig	III. Regelmassig	IV. Formlos
Tätigkeitstrieb Aktivität Unternehmungsgeist Initiative Rührigkeit Betriebsamkeit Geschäftigkeit Emsigkeit Regsamkeit Ausgelassenheit (Elastizität) [Anpassungsgabe] [Nachgiebigkeit]	**Erregbarkeit** Eindrucksfähigkeit Impressionabilität Hinreissungsfähig- keit Aufgeregtheit Ablenkbarkeit Beeinflussbarkeit Unbeherrschtheit Ungebundenheit Bestimmbarkeit Mangel an Konzen- trationskraft Ungeduld	**Strebsamkeit** Eifer Planlust (Fleiss) [Theoretisch. Wollen]	**Planlosigkeit** Mangel an Zielbe- stimmtheit Ziellosigkeit Inkonsequenz Launischkeit Unberechenbarkeit Flatterhaftigkeit Verführbarkeit (Leichtsinn Leichtfertigkeit) [Unbeständigkeit Wetterwendischkeit Wankelmut] [Unzuverlässigkeit Gewissenlosigkeit Treulosigkeit]
[Abwechslungsbedürfnis Veränderlichkeit] [Unbesonnenheit Sorglosigkeit Unvorsichtigkeit]			

[Abstraktionsvermögen Kombinationsgabe. „Weiter Horizont". — (Spekulationstrieb). — Vergesslichkeit. — Flüchtigkeit. Oberflächlichkeit. — Phantasie. — Schwärmerei. Ueberschwänglichkeit. Ausschweifendes Wesen. — „Ideenflucht".]

C. (B'.) BEWEGTHEIT : GROSS. — SPANNUNG : GROSS.

E x p a n s i o n s d r a n g.

Form		Stil	Unform
I. Gleichmässig	II. Ungleichmässig	III. Regelmässig.	IV. Formlos
Tatendrang Entschlossenheit Entschiedenheit Zielbewusstheit Resolutheit [Selbständigkeitsbe- dürfnis Unabhängigkeitssinn]	**Affektivität** Impulsivität Ungestüm Stürmischkeit Heftigkeit Hitzigkeit Mangel an Selbstbe- herrschung Rücksichtslosigkeit [Aktiver Eigensinn Oppositionslust Widerspruchsgeist Rechthaberei Aufsässigkeit] [Aufbrausendes We- sen Jähzorn] [Kampflust Aggressivität Streitsucht Unverträglichkeit]	**Akt. Willenskraft** „Energie" Arbeitskraft Unermüdlichkeit Fleiss Selbstbeherrschungs- vermögen [Praktisches Wollen] [Ehrgeiz] [Berechnung „Politik"]	**Zwiespältigkeit** Widersprüchlichkeit Zerrissenheit, Zügellosigkeit Schrankenlosigkeit Fessellosigkeit Masslosigkeit
[Leidenschaftlichkeit] [Kühnheit] (Tatkraft)			

der Energiebeschaffenheit.

B. BEWEGTHEIT : GERING. — SPANNUNG : GERING

(Mangel an Expansionsdrang.)

Form		Stil	Unform
I. Gleichmässig	II. Ungleichmässig	III. Regelmässig	IV. Formlos
Gleichmut	**Empfindlichkeit**	**Mangel an Initiative**	**Labilität**
„Passivität" Bedächtigkeit Ruhe Beschaulichkeit Sinnigkeit Gelassenheit [Vorherrchaft des Intellekts] [Leidenschaftslosigkeit]	Sensibilität Empfänglichkeit Feinfühligkeit [Empfindsamkeit Verletzlichkeit Kränkbarkeit Uebelnehmerei]	Indifferenz Untätigkeit Eindrucksunfähigkeit Unempfänglichkeit (Fleiss) [Teilnahmslosigkeit] [Interesselosigkeit Lauheit Mattherzigkeit Trägheit Apathie] [Befangenheit]	„Schwankendes Wesen" Unentschlossenheit Unschlüssigkeit Unentschiedenheit Energielosigkeit Willensschwäche Willenlosigkeit „Schwacher Charakter" Haltlosigkeit [Unbeständigkeit] [Furchtsamkeit]

D. (A'.) BEWEGTHEIT : GERING. — SPANNUNG . GROSS.

(Mangel an Lebhaftigkeit)·

Form		Stil	Unform
I. Gleichmässig	II. Ungleichmassig	III. Regelmässig	IV. Formlos
Spannkraft	**Irritabilität**	**Passive Willenskraft**	**Gedrücktheit**
Festigkeit Standhaftigkeit Unablenkbarkeit Unbeeinflussbarkeit Unbestimmbarkeit Unbeugsamkeit Unlenksamkeit [Anpassungsunfähigkeit] [Unnachgiebigkeit] [Unveränderlichkeit Stätheit Beständigkeit] [Verlässlichkeit Besonnenheit Vorsicht Ueberlegung Berechnung Misstrauen]	Reizbarkeit (Krittelei) [Passiver Eigensinn Halsstarrigkeit Starrsinn Widerspenstigkeit Querköpfigkeit] [Unfügsamkeit] [Trotz]	Widerstandskraft Beharrungsvermögen Beharrlichkeit Zähigkeit Hartnäckigkeit Unerschütterlichkeit Ausdauer Fleiss Selbstbeherrschungsvermögen Mässigung Zurückhaltung Konzentrationskraft (Geduld) [Treue] [Gewissenhaftigkeit] [Ernst]	Gehemmtheit Missverhältnis zwischen „Wollen und Können" Zaudersucht Bedenklichkeit Krampfhaftigkeit Gezwungenheit [Unzufriedenheit]

Konkretes Denken. Tatsachensinn. Sachlichkeit. Genauigkeit. — Gründlichkeit. — (Konservativimus.) — Gedächtnisstärke. — Kurzsichtigkeit. „Enger Horizont." Verbohrtheit. — „Fixe Idee".]

Begriffen sind selbstverständlich nur End- oder Richtpunkte festgelegt. Die wirkliche Handschrift liegt jederzeit zwischen ihnen auf einer nicht abzuschliessenden Reihe; aber bald nach der einen, bald nach der anderen Seite mehr oder minder vom Gleichgewichtspunkte abgerückt.

Grosse Bewegtheit deutet positiv auf Grösse der strebenden Kraft und bei gleichzeitig unausgesprochenen Spannungszeichen auf Uebergewicht der Tendenz zum Abfluss des Strebens über die den Trieb durch „Stauung" vergrössernde Kraft eines inneren Widerstandes. Dem graphischen Tatbestand entspricht der psychisch genau analoge des spannungslos-starkbewegten Strebens oder mit dem bei weitem passlichsten Worte der Umgangssprache der inneren Lebhaftigkeit. Die Gruppe der Form oder Eigenart ist jedesmal weiter zu klassifizieren nach dem Gegensatze der Gleich- und Ungleichmässigkeit. Je mehr ein Ausdrucksbild in seinen Schwankungen periodisch ist, umso mehr erscheint der Charakter als ein von innen justierter, negativ ausgedrückt: als ein der Störung von aussen relativ nicht unterworfener. Dem Mangel an Rhythmus andrerseits entspricht seine Störbarkeit, die psychologisch betrachtet Anlage zur Herrschaft mehr oder minder starker „Gefühle" ist.

Ein lebhaftes, aber nicht von Gefühlen beherrschtes Streben heisst wohl am besten Tätigkeitstrieb, womit in der Hauptsache sinngleich Aktivität und Unternehmungsgeist. In seinen Aeusserungen wird der tätige Mensch gern rührig, betriebsam, geschäftig, zuweilen auch mitteilsam und gesprächig sein und unter Umständen Initiative zeigen. Fig. 93.

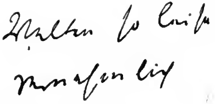


Fig. 93. Gruppe A I: Tätigkeitstrieb.

Für die von Gefühlen beherrschte Lebhaftigkeit hat die Sprache kein völlig genau umschreibendes Wort. Am besten ist wohl Erregbarkeit oder als wesentlich damit identisch: Eindrucksvermögen. Ein hoher Grad von Erregbarkeit birgt die Tendenz zu affektiven Entladungen in sich, die man Hinreissungsvermögen zu nennen pflegt. Das Fehlen grösserer Widerstände zeitigt Beeinflussbarkeit, Bestimmbarkeit, Ungebundenheit und erschwert die einheitliche Zusammenfassung. — Wohl mit jeder undisziplinierten Lebhaftigkeit ist ferner der Wunsch verknüpft nach häufigem Wechsel motivierender Reize, dem „Veränderlichkeit" entspringen mag.

Im Handeln wird der lebhafte Mensch eher unbesonnen und sorglos als mit wägender Vorsicht behaftet erscheinen. Fig. 94.

Ist der spannungsarm-starkbewegte Duktus im ganzen regelmässig, so herrscht jenes Wollen mit stark überwiegender Kraft der Zielvorstellung, das sich leicht in ein planendes Wünschen verliert und durchweg besser Erfolg verbürgt auf geistigem Boden als zwischen den Härten des praktischen Lebens. Wir nennen es Strebsamkeit, welches Wort allerdings auch im weiteren Sinn zu gebrauchen ist. Fig. 95. — Fehlt endlich noch die Geregelt-

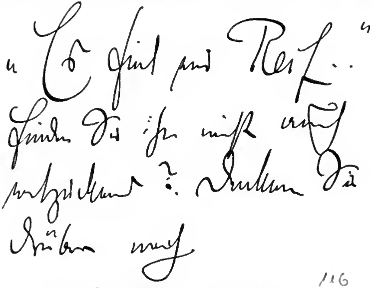


Fig. 94. Gruppe A II: Erregbarkeit.



Fig. 95. Gruppe A III: Strebsamkeit.

heit, betrachten wir, besser gesagt, den Bewegungstyp unter dem Gesichtspunkt des Mangels an orientierender Gesamtstruktur, dann liegt ihm zugrunde Planlosigkeit und Inkonsequenz. Die Gefahr dazu besteht für die Lebhaftigkeit überhaupt: wie denn die vierte Kolumne jeder Gruppe die negative Spitze sämtlicher Züge bildet, die in den übrigen positiv be-

zeichnet sind. Fig. 96. — Inkonsequenz kann der Ausdruck lediglich der Lockerheit des psychischen Gewebes sein, sie kann aber auch auf Diskre-

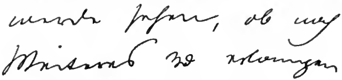


Fig. 96. Gruppe A IV: Relative Planlosigkeit.

panzen im System der Triebe weisen und dergestalt zeugen von Wankelmut oder gar Treulosigkeit.

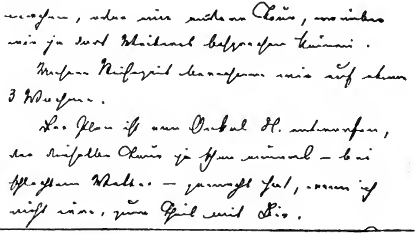


Fig. 97. Gruppe B I: Gleichmut.

Wenn auch naturgemäss kein festes Band besteht zwischen Formen des Strebens und reinen Intellektualqualitäten, so lässt sich doch sagen, welche als miteinander korrespondierend bei ihrer Verknüpfung sich wechselseitig steigern müssen. Das Abstrahieren z. B. erfordert Vergleichung und Fortbewegung, konkretes Erfassen umgekehrt Beharrung des Geistes bei ein und demselben Gegenstande. Der für die Gruppe charakteristischen Beweglichkeit entspräche daher von Verstandesgaben mehr das Vermögen abstrahierender Kombinationsgewandtheit als Tatsachensinn und Genauigkeit. Die Eile der Denkbewegung führt dabei leicht zu mangelnder Rücksichtnahme auf die Natur der Gegenstände, d. h. zur Flüchtigkeit. — Die Mobilität insonderheit der Assoziationsprozesse kann bei genügend reichem Vorstellungsschatze als „Phantasie" in Erscheinung treten, die, falls unkorrigiert durch Erfahrungswissen, in schwärmende Ueberschwänglichkeit zu

verfallen gefährdet ist. Von pathologischen Störungen würde hierher gehören die sog. Ideenflucht.

In der zweiten Gruppe (B) fällt auch die Bewegtheit fort: das entsprechende Streben ist also ein spannungsarm-schwachbewegtes Streben, wofür in der Umgangssprache kein Terminus auffindbar. Bei vorhandenem Ebenmass wird der psychische Grund am richtigsten Gleichmut heissen (Fig. 97), beim Mangel daran Sensibilität oder etwa Empfindlichkeit, will sagen Anlage zum Uebergewicht passiver „Gefühle". Die nahe Beziehung dieser Strukturgestalt zur Qualität der Empfindsamkeit und Verletzlichkeit liegt auf der Hand. Fig. 98. — Ist der Duktus regelmässig, so herrscht

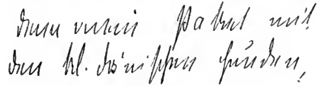


Fig. 98. Gruppe B II: Sensibilität.

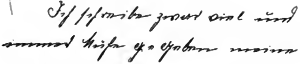


Fig. 99. Gruppe B III: Mangel an Initiative.

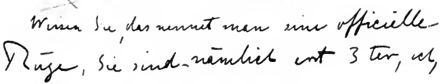


Fig. 100. Gruppe B IV: Labilität.

ein zwar anspannungsarm passiv-verharrendes, aber nichtsdestoweniger ein Wollen vor, dessen besondere Eigenart wir freilich nur negativ schildern können. Unter den zahlreichen Ursachen und Begleiteigenschaften des „Mangels an Initiative" kommt auch die Befangenheit vor und unter den möglichen Folgen, was anfangs verwunderlich, dann aber plausibel erscheint, ein etwas schablonenhafter Fleiss. Beides erläutert Fig. 99. — Zu einem wesentlich formlosen Duktus endlich gehört das labile oder haltlose Streben, das für den Willen dessen Abwesenheit, also Energielosigkeit und Schwäche bedeutet. Fig. 100.

Tritt umgekehrt zu starker Bewegtheit Stärke der Spannung (C), so ist das Streben lebhaft und gleichzeitig angespannt, d. h. es erfährt auf dem

Wege zum Ziel mit voller Wucht auch das Hindernis, aber nicht als Schranke, vor der es Halt macht, sondern als Sporn zu gesteigerter Kraftentfaltung. Es erscheint also hier in besonderem Masse als gegen die Hemmung gerichtet und doch nicht beharrend, sondern in steter Aktion begriffen. Wir haben das primär energische und typisch männliche Streben, das unter Vermeidung jedes Bezuges auf seine Willensform Expansionsdrang zu nennen wäre. — Spontaner Entspannungstrieb ist allemal Tatendrang, der sich folglich auch graphisch als scharf unterschieden erweist von blosser Tätigkeitslust und Unternehmungsfreude, wie denn andrerseits er erst die Basis gibt für zielbewusste Entschlossenheit. Figur 101. — In einem System, das von den Gefühlen beherrscht wird, begründet

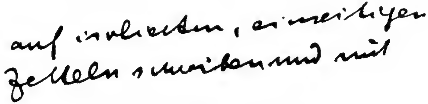


Fig. 101. Gruppe C I: Tatendrang.

dagegen die Expansionstendenz eine Art intensiverer und mehr zum Ausdruck geneigter Erregbarkeit, die wir von der unter A verzeichneten als „Affektivität" unterscheiden. In der Wirkung nach aussen stellt die sich nicht selten als impulsive Heftigkeit dar, die dann häufig Mangel an Mass zur Folge hat. Von erzeugenden Triebqualitäten wäre der Jähzorn zu merken, der rechthaberisch opponierende Eigensinn und endlich die Streitsucht. Hier vergleiche man wieder die Handschrift Napoleons (Fig. 91); daneben auch Fig. 102. — Zuweilen wurzelt sie wohl in der tieferen Wesensschicht



Fig. 102. Gruppe C II: Affektivität. (aus Leidenschaftlichkeit)

einer herrschenden Leidenschaft und bietet dann durchweg Gewähr für entschiedene Tatkraft. — Der disziplinierte Entspannungstrieb ist aktiver Wille, ein Wille zugleich, der nicht nur wünscht, sondern tatsächlich handelt, der „keine Mühe scheut", deshalb auch kurz „Energie" genannt, nach innen gekehrt Tendenz der Selbstbeherrschung, welche beide zusammen den passenden Boden des äusseren Handelns bilden und daher gewöhnlich verschwistert sind mit einer auf praktisch Erreichbares tätig abzielenden Geistesrichtung. Zu der tritt häufig der Ehrgeiz hinzu, die

kluge Berechnung, die „Politik" Fig. 103. — Planlose Expansionstendenz kann andrerseits nur zustande kommen auf der Grundlage miteinander streitender Triebe und weist daher unmittelbar auf innere Zwiespältig-

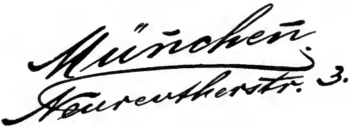


Fig. 103. Gruppe C III: Aktive Willenskraft.

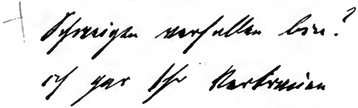


Fig. 104. Gruppe C IV: Zwiespältigkeit.

keit oder äussersten Falls auf Zerrissenheit. Fig. 104. Weicht in solchem System der Damm der Selbstbeherrschung, so nimmt der Affekt leicht jene zerstörerischen Formen an, die man zügellos, fessellos, masslos nennt.

In der vierten und letzten Gruppe (D) haben wir schliesslich das schwachbewegt-spannungsreiche Streben, den Gegentyp von A, für den ein alle Unterformen mitbezeichnender Name wiederum fehlt. Bei ausgesprochenem Ebenmass mag er schlechtweg der Typ der „Spannkraft" heissen, der inneren Festigkeit, die im Gegensatz zur gleichen Kolumne

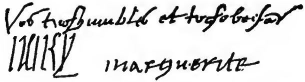


Fig. 105. Gruppe D I: Spannkraft. (Margarete von Angoulême.)

der ersten Gruppe verminderte Lenkbarkeit und Mangel an Anpassungsgabe in sich schliesst. Fig. 105. Auch wird ein standhafter Mensch ohne Mühe beständig und eher besonnen als leichtsinnig oder sorglos sein. —

Das affektive System wird durch ein Uebergewicht von Spannungszeichen zu einem solchen vorherrschender Reizbarkeit, sthenischer „Irritabilität", in die sich gern jener störrische Eigensinn kleidet, der „nicht von der Stelle will". Fig. 106. — Der vor allem anspannungsfähige oder wesent-

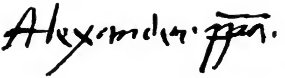


Fig. 106. Gruppe DII (nicht typisch): Irritabilität. (Papst Alexander VI.)

lich passive Wille endlich wird von der Tatlust und Entschliessungskraft terminologisch abgesondert durch viele Wörter der Umgangssprache wie etwa Beharrlichkeit, Ausdauer, Zähigkeit, Widerstandskraft, Unerschütterlichkeit, mit denen sämtlich mehr oder minder verknüpft erscheint die Gabe der Mässigung und Reserviertheit im Ausdruck des Innenlebens. Dem initiatorischen Manneswillen tritt dieser zur Seite als Grundform des weiblichen, der seine jenem oft weit überlegene Stärke hat im Harren und Tragen (z. B. der Sorgenlast), im stillen Bemeistern, in starrer Geduld, im Boden-fassen und Wurzeln-schlagen. (wie darin denn der Frauencharakter auch mehr zur persönlichen Treue neigt). Fig. 107. Von kor-

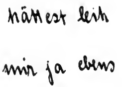


Fig. 107. Gruppe DIII: Passive Willenskraft.

respondierenden Intellektualqualitäten kämen wieder im Gegensatz zu den unter A genannten konkreter Tatsachensinn und Genauigkeit, aber auch geistige Enge in Frage, Kurzsichtigkeit und „fixe Idee". — Die Kehrseite der Sache, wie hiermit schon angedeutet, wird an der Hand der Erwägung deutlich, dass jeder Widerstand immer auch Hemmung ist, die, wenn nicht überwunden, das Streben erfolglos macht. Das habituell ohnmächtige Streben, meist Missverhältnis zwischen „Wollen und Können" ---, fuhrt im Betragen bald zur Gezwungenheit, bald zu krar

gischer Selbstbetonung und bringt beinah immer chronische Verstimmtheit mit sich. Ein äusserst extremes Beispiel gibt Fig. 108.

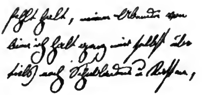


Fig. 108. — Gruppe DIV: Missverhältnis zwischen „Wollen und Können."

Die erste (A) und letzte (D) Gruppe der Formen des Strebens bilden ersichtlich auch darin Gegensätze, dass jene „sanguinisch", diese vorwaltend „phlegmatisch" ist. In der Tat muss die immer bewegliche Lebhaftigkeit zum relativ leichten, die schwerbewegliche Festigkeit zum relativ langsamen Reagieren neigen. Alle namhaft gemachten Paralleleigenschaften sind daher solche zugleich der Temperamentsextreme: ohne das Band der Ausdrucksgleichheit wohl nicht ohne weiteres vermutbare Zusammenhänge, die uns weiterführen zu wichtigen Problemen der Charakterkunde, deren Erörterung aber nicht hierher gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen.

Geschichte der Graphologie.

Dr. G. A. Meuser. †

Am 15. Juni 1906 starb in Mannheim der Hauptlehrer a. D. Dr. G. A. Meuser. Er war einer der bekanntesten gerichtlichen Schriftsachverständigen Süddeutschlands, zumal Badens und seiner Nachbarstaaten, und gehörte der D. g. G. seit 1898 als Mitglied an. 1844 in Nassau geboren, trat er 1871 in badische Schuldienste und begründete 1877 die „Neue badische Schulzeitung", welche er 12 Jahre redigierte. Meuser gehörte zu den Führern der badischen Lehrerschaft und erwarb noch den philosophischen Doktor, als er schon im vorgeschritteneren Lebensalter stand. 1888 trat er von seiner Lehrtätigkeit zurück und beschäftigte sich in den späteren Jahren vorzüglich mit wissenschaftlichen Schriftstudien; er erkannte von Anfang an die Bedeutung der Graphologie und verfolgte aufmerksam ihre Entwicklung. Seine umfangreiche Praxis als gerichtlicher Schriftsachverständiger liess ihn aber leider nicht zu der mehrfach beabsichtigten Bearbeitung und Veröffentlichung besonders lehrreicher Fälle gelangen und so blieb er in der graphologischen Literatur unbekannt, obwohl er durch seine gründlichen und streng sachlichen Handschriftengutachten für die Reform der gerichtlichen Schriftexpertise praktisch so viel geleistet hat. B.

G. T. Wilhelm, ein Gegner der Handschriftendeutung. 1805.

Günther-Schulz erwähnen in ihrem „Handbuch für Autographensammler" (S. 81), dass die Handschriftendeutung von jeher Widersacher gefunden habe und zitieren u. a. nach einer Mitteilung Preuskers aus den 1805 erschienenen „Unterhaltungen über den Menschen" von Wilhelm (Teil II, S. 120), dass es mit Recht für bedenklich zu halten sei „in einer Sache, an der Nachahmung, Lehrmeister, Beschaffenheit der Feder, Gewerbe in Absicht auf Schwere und Leichtigkeit der Hand und die so viel Anteil an der Handschrift eines Menschen haben, allgemeine Grundsätze aufzustellen."

Dieses Zitat ist nicht ganz richtig, da im Original nach Hand „u. d." steht, was wohl als „und dergleichen" oder „und derartiges" zu lesen ist. Auch verdient es ergänzt zu werden durch einige vorausgehende Bemerkungen des Verfassers, der Pfarrer bei den Barfüssern und Mitglied gelehrter Gesellschaften war. Seine „Unterhaltungen über den Menschen" bestehen aus drei Teilen und erschienen 1805 zu Augsburg in der Martin Engelbrechtschen Kunsthandlung. Die betreffenden Stellen finden sich im II. Teil. 4. Abschnitt, S. 122 ff. und lauten:

Seite 122. „Mag es seyn, dass am Menschen alles charakteristisch ist, dass man selbst über die tausendfache Verschiedenheit der Handschriften (*), von den feinen Schrift-(S. 123)zügen eines Jäck, bis zu der Unterschrift, die der Sultan Oohan unter einen noch vorhandenen Ragusaner Schutzbrief mit seiner ganz in Tinte getauchten Hand setzte, physiognomisieren kann, dass — — — was ist denn dadurch für die Kenntnis des ganzen Charakters (S. 124) gewonnen? Hilft es uns etwas, wenn wir eine unordentliche, schiefe, unreinliche Schrift sehen, und daraus schliessen, dass der, von dem sie herrührt, darauf keine Sorgfalt wende? Kennen wir darum den Mann schon ganz? Wissen wir, wie oft er es vielleicht bedauert, eine steife, zitternde Hand zu haben?"

Die Anmerkung zu S. 122 enthält die von Günther-Schulz etwas unrichtig wiedergegebene und von uns eingeklammerte Stelle, welche folgendermassen lautet:

„Es hat nicht an solchen gefehlt, die die Handschrift für eine untrügliche Verräterin, für einen zuverlässigen Massstab des Charakters erklären, einem jeden Menschen seine eigene Handschrift, so gut wie sein eigen Gesicht gaben, und aus der Erfahrung wissen wollten, dass die Fähigkeit, fremde Handschriften nachzuahmen, meistens einen schlechten vielseitigen Menschen ankündige, ja dass man seine Handschrift nur mit seinem Charakter ablegen könne. Selbst den Nationalcharakter fanden sie in den Schriftarten; sie sahen in den vollen, runden, kräftigen Buchstaben des Römers seinen Mut, seine Männeskraft, seine Ausdauer; in den Wellenlinien und den geschlängelten Zügen des Griechen seine Weichheit, seinen Sinn für Schönheit; in der viereckigen, geraden, starken Schrift des Germanen, seine Festigkeit und deutsche Geradheit; und in der bilderreichen Schrift des Morgenländers seine regellose Einbildungskraft. Wir überlassen es unseren Lesern, über diese und ähnliche gewagte Behauptungen z. B., dass je mehr einer Genie hat um desto weniger er Schönschreiber seyn werde, selbst zu urteilen; leugnen aber nicht, [dass es uns sehr bedenklich scheine, in einer Sache, an der Nachahmung, Lehrmeister, Beschaffenheit der Feder, Gewerbe, in Absicht auf Schwere und Leichtigkeit der Hand u. d. so viel Antheil wie an der Handschrift eines Menschen haben, allgemeine Grundsätze aufzustellen,] und dass wir schwer glauben können, dass auch die Buchstaben des Gutmüthigen verträglich und gutmüthig, die des Satyrikers scharf und spitzig, die des Argwöhnischen hinter einander versteckt, und die des Geizigen karg seyen." H. Steinitzer.

Hocquart: Von den physiognomischen Merkmalen der Handschrift.

In den „Graphologischen Monatsheften" 1905 S. 69. ff. wurde eine Uebertragung von Hocquarts Jugendwerk: „L'art de juger etc." gegeben, welches 1812 als erstes selbständiges Buch über Handschriftendeutung erschien. In seinen späteren Lebensjahren kam dieser Autor noch einmal auf das Problem „Handschrift und Charakter" zurück und veröffentlichte das (gegenwärtig höchst selten gewordene) Buch „Physiognomie des hommes politiques du jour, jugés d'après le système de Lavater, avec un précis de la science physiognomique, par Hocquart, auteur de plusieurs ouvrages sur la physiognomie." (Paris. A. Royer, éditeur. Volume in 12 carré. 240 pages, 4 planches et 18 figures gravées.) Darin fand J. Crépieux-Jamin auf S. 115—118 ein Kapitel betitelt: „Des caractères physiognomiques de

l'Ecriture." und druckte es nebst einer besonderen Einleitung wieder ab bei Gelegenheit der von ihm veranstalteten Neuausgabe des Hocquartschen Buches Wir geben im folgenden eine Uebertragung dieses Kapitels.

Von den physiognomischen Merkmalen der Handschrift.

Wir beginnen dieses Kapitel mit einem Hinweis auf das oben über die physiognomische Solidarität aller Züge und Handlungen des Menschen Gesagte und bringen über die Handschrift eine Meinung zum Ausdruck, welche viele Leser kühn und vielleicht sogar gewagt finden werden. Die von der Handschrift gebotenen Anzeichen sind nämlich ebenso sicher, ebenso klar und mindestens ebenso leicht zu beurteilen als diejenigen der Gesichtszüge.

Wir beeilen uns aber hinzuzufügen, dass man die Handschrift nur prüfen muss hinsichtlich der Erkennung und Feststellung der Eigenschaften, welche vom Temperament und von der Form des Knochengerüsts abhängen, mit einem Wort der geistigen Eigenschaften, d. h. Grad der Einbildungskraft, Energie, Lebhaftigkeit, Stärke oder Schwäche des Charakters, Ordnungssinn oder sein Fehlen, Neigung zu Geiz, Stolz, Eitelkeit, Wankelmut, Beständigkeit usw.

Man muss also in den Formen der Handschrift durchaus nicht gewisse Eigenschaften des Herzens zu erkennen versuchen wie Güte, Sensibilität, Nächstenliebe oder gar Falschheit und Selbstsucht. Wenn die Merkmale dieser besonderen Charaktereigentümlichkeiten in der Handschrift enthalten sein können, so geschieht dies doch in einer zu unsicheren und zu flüchtigen Weise, um irgendwelchen Grad von Gewissheit zu bieten.

Wir wollen daher auf die Geisteseigenschaften näher eingehen und einige Grundsätze darzulegen versuchen, geeignet, den Beobachter bei diesem Studium zu leiten.

Ausscheiden wollen wir zunächst von unseren Beobachtungen die Geschäftsschriften, diejenigen der Kaufleute, der Angestellten und aller derjenigen, welche sich eine konventionelle Schrift angewöhnt haben. Wir wollen also weder die Schrift eines Kalligraphen noch diejenige eines Buchhalters oder Kanzlisten beurteilen.

Die Schrift eines Gerichtsschreibers oder eines Notars entzieht sich unseren Untersuchungen, weil die Handschrift, sobald man aus ihr fast einen Beruf macht, jenen Charakter der Unmittelbarkeit verliert, der allein unseren Schlüssen Wahrscheinlichkeit gibt.

1. Eine kühne, aber schlecht gestaltete Handschrift, deren Grundstriche zuerst von rechts nach links neigen, darauf sich steil stellen und schliesslich sich nach links verkehrt zurückstellen, offenbart eine weitgehende Lebhaftigkeit, ja selbst einen heftigen Charakter. Es ist hier klar, dass die Hand sich vergeblich bemüht, dem schneller eilenden Geiste zu folgen und daraus ergibt sich jene wechselnde Schriftlage.

2. Eine sehr kleine, wohlgeordnete, überall gleichmässige Handschrift, in welcher alle „i" ihren Punkt haben und alle „t" durchquert sind, in welcher kein einziger Akzent fehlt, kein einziges Komma, zeigt Ordnungsliebe an, welche bis ins Minuziöse geht. Fast alle Grammatiker haben eine solche Handschrift.

3. Eine grosse und leichte, aber wohlgeformte Schrift zeigt eine gewisse Grösse des Charakters an. Die Schriften von Ludwig XIV. und Bossuet bieten einen Typus dieser Art, den man bei mehreren grossen Männern des Zeitalters Ludwigs XIV. wiederfindet.

4. Wenn die Handschrift mit Verzierungen überladen ist, d. h. wenn die Unterlangen der Buchstaben und besonders die d-Kopfschleifen in der Form grosser Züge, Paraphen usw. gebogen sind, dann kann man sicher sein, dass der Charakter leichtsinnig und oberflächlich ist. Wenn zu diesem Fehler noch eine Häufung unangebrachter Grossbuchstaben kommt, dann kann man annehmen, dass sich jene Oberflächlichkeit mit Urteilslosigkeit verbindet.

5. Eine harte, eckige Handschrift, welche in jeder Hinsicht das Gegenteil einer abgerundeten und anmutigen Schrift darstellt, zeigt einen festen und überaus strengen Charakter. Die Handschrift Friedrichs II. ist sehr typisch für diese Beobachtung.

6. Eine mittelgrosse, leichte, elegante und vor allem fliessende Handschrift verkündet einen lebhaften Geist, eine glänzende Einbildungskraft und Befähigung zu rascher geistiger Arbeit. Man vergleiche die Handschrift Voltaires.

7. Eine etwas schwerfällige Handschrift, die, wenn auch mit Geschmack und Genauigkeit, jedoch mit einiger Langsamkeit und vielen Verbesserungen geschrieben ist, weist niemals auf eine leichte Arbeitskraft hin. So war die Handschrift von J. J. Rousseau. Boileaus Schrift ist von der gleichen Art.

8. Es gibt grosse Genies, die weniger deshalb zu schreiben scheinen, um gelesen zu werden, als um ihre Gedanken auf dem Papier festzuhalten. Diese Handschriften sind meistens sehr schlecht und kaum leserlich. Zu ihnen gehören die Handschriften Napoleons und Pascals. Man muss sich wohl hüten, Handschriften dieser Art mit jenen zu verwechseln, deren Unleserlichkeit dem Mangel an Schulung entspringt.

9. Eine Handschrift, in der man auf derselben Zeile grosse und kleine Buchstaben findet und in der alle gleichen Buchstaben nicht in der gleichen Weise gebildet sind, zeigt fast immer einen Geist ohne Beständigkeit und Folgerichtigkeit, besonders wenn die Schrift auch wechselt, sei es in derselben Zeile, sei es im Verlauf derselben Seite.

10. Man vergleiche die Handschrift von Racine père mit derjenigen seines Sohnes: die Handschrift des Verfassers von dem Gedichte über die Religion ist klein und wohlgeordnet, aber man findet hier weder Anmut noch Gewandtheit. Die Handschrift von Racine père ist gross, elegant und fliessend. Ebenso ist es mit der Handschrift von Fénélon.

11. Zwischen der Handschrift des grossen Corneille und derjenigen Racines besteht die gleiche Beziehung wie zwischen ihren literarischen Werken. Die Handschrift Corneilles ist ausgesprochener, eckiger und weniger anmutig abgerundet als diejenige Racines.

12. Wenn man die Handschrift der Frau von Sévigné mit derjenigen von Frau von Maintenon vergleicht, so wird man die erstere viel eleganter, leichter und anmutiger finden, die letztere aber lässt auf mehr Grösse und Kraft schliessen.

13. Die Handschrift der Elisabeth von England bietet den schroffsten Gegensatz zu derjenigen ihres Opfers Maria Stuart. Die Handschrift Elisabeths ist ausserordentlich gross, steif, dünn und anspruchsvoll. Sie hat etwas Hartes, Trockenes und Prahlerisches. Die Handschrift Marias dagegen ist sehr gewandt und anmutig. Sie deutet hin auf eine grosse geistige Regsamkeit.

14. Es ist unmöglich, dass eine mit Geschmack, Einfachheit und Leichtigkeit geschriebene Handschrift nicht von einer Persönlichkeit stammt, welche Geschmack, Geist und Einbildungskraft besitzt, ebenso verrät eine anmutlose und mühsame Schrift notwendigerweise die jenen Vorzügen entgegengesetzten Fehler.

15. Wir besprechen hier nicht die Handschriften von Personen ohne Erziehung und Schulung. Sie sind selbstverständlich an den zahllosen Fehlern zu erkennen.

16. Man sollte glauben, dass die Geizigen stets jene kleine, wohlgeordnete Schrift haben, auf welche wir im zweiten Paragraphen hinwiesen. Die Beobachtung hat das Gegenteil gezeigt. Die wirklichen Geizhälse haben gewöhnlich eine sehr dicke Handschrift ohne irgendwelche Eleganz.

17. Energie und Schwäche zeigen sich mit gleicher Deutlichkeit in der Handschrift. Mit Festigkeit und Genauigkeit geschriebene Worte verkünden einen festen und bestimmten Charakter, während eine schwankende, veränderliche, druck- und eckenlose Schrift einen vollständigen Mangel an Energie zeigt.

18. Wenn man eine eilige und nachlässig geformte Handschrift sieht, in der die Buchstaben kaum zu Ende geführt sind, d. h. in der die Schlussbuchstaben häufig fehlen, dann kann man sicher sein, dass der Schreiber mehr Einbildungskraft und geistige Beweglichkeit als Geschmack und Urteilskraft besitzt.

19. Einen der auffälligsten Gegensätze bieten die zwei Handschriften Richelieus und Mazarins. Die erstere ist von grosser Steifheit und äusserster Festigkeit, die zweite leicht, aber gewunden, scheint gleichsam durchtränkt mit der ganzen italienischen Hinterlist dieses Ministers.

Hiermit schliessen wir diese Beispiele und Zitate. Sie beweisen zur Genüge, dass die Handschrift ebenso von dem Physiognomen studiert zu werden verdient wie die Gesichtszüge.

Isabelle, Freifrau von Ungern-Sternberg.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München — Druck von MAX STEINEBACH, München.

Vom Verstehen.

Von Dr. Hugo Eick.

Wir unterscheiden Erkennen und Verstehen. Der Erkennende steht vor den Gegenständen und sieht sie in der durch seinen Standpunkt bedingten Perspektive. Die Bilder der Aussenwelt fallen auf ein körperlich und seelisch begrenztes Einzelwesen: begrenzt durch die Eigenschaften seines Charakters und die Anschauungen der Zeit, aus der es erwuchs. Bei jedem Eindruck schwingt ein Oberton der Anti- oder Sympathie mit; das Erinnerungsbild eines mir bekannten Menschen besteht weniger aus der sinnlichen Vorstellung seiner Gestalt als aus der Summe alles dessen, was mir der Mensch ist. Je mehr man sich als Kämpfer ums Dasein fühlt, umso unwillkürlicher und ausschliesslicher wird man die Aussenwelt nach ihren subjektiv lebenswichtigen Werten erfassen; umso schärfer stellt man sich als selbständigen Charakter der Aussenwelt gegenüber; umsomehr wird die Weltanschauung eine rein biologische sein

Das Erkennen ist eine normative Betrachtungsweise Durch die Norm werden nicht nur die bemerkten Gegenstände bewertet, sondern es wird durch sie überhaupt bestimmt, dass und in welchem Grade etwas bemerkenswert ist Je nachdem ich selbst Leidenschaft besitze und sie als Charakteristikum an mir empfinde, werde ich sie an anderen als erwähnenswert erkennen Je weniger ich selbst eine Anlage habe, umso deutlicher und grösser wird sie mir an anderen als etwas mir Fremdes entgegentreten. Von unserer körperlichen Grösse hängt z B. die äussere Messung der Aussenwelt ab. Wer wochenlang im Bett liegt, dem erscheinen alle Stehenden ungewöhnlich gross. Mit einer vorstellbaren Verlängerung bezw. Verkleinerung unseres Körpers würden die Berge den Eindruck des Erhabenen, die Käfer den des Zierlich-Winzigen verlieren; wie denn mit dem Heranwachsen des Kindes zum Erwachsenen diese allmähliche Verschiebung jedem erlebbar ist Fast scheint es, als ob diese Relativität des Beurteilens dem Menschen als schützende Umschränkung seines naturgemässen Lebenskreises angewiesen sei.

Zum normativen Erkennen gehört auch jenes „psychologische Erklären", durch das man — nach üblichem Sprachgebrauch — fremdartige Seelenvorgänge „verstehen" soll. Der Gelehrte, welcher etwa die Entstehung „kindlicher" Mythologien und Philosophien oder die heidnische Verehrung von Idolen und Tieren verständlich machen will, erfindet sich einen für seine Erklärung nötigen Charakter, aus dem dann natürlich die (eigentlich primäre) psychologische Auslegung folgen muss. Hier (wie in ähnlichen historischen Betrachtungen) liegt die Norm in der Substitution des eigenen Charakters bezw. des Menschentypus seiner Zeit. Mit seiner Erklärung erhebt sich der so „Verstehende" doch zum Gefühl des über der Erscheinung Stehenden.

Dasjenige Verstehen, welches wir vom Erkennen unterscheiden, geht aus von der gleichsam kopernikanischen Entdeckung, die wir machen in dem Augenblick, wo wir das Ander-Seelische als etwas neben uns Bestehendes, in sich Lebendiges, Gleichberechtigtes ernst zu nehmen beginnen. Der Weg des Erkennens kann deshalb nicht in den Kern einer seelischen Erscheinung führen, weil er um das Wesen derselben herumgeht.

Jede seelische Erscheinung ist ein in Formen ausgedrücktes Stück Leben. Jeder Mensch ist die Manifestation eines solchen aus sich wirkenden Lebensprinzipes, das als Strahlungsmittelpunkt in seinem Herzen glüht, alle Teile seiner Seele durchleuchtet, alle ihre Betätigungen und Formen bestimmt bis hinauf in die feinsten Verzweigungen des Geistes. Diese Lebenseinheit leitet alle noch so wechselnden Aeusserungen und Bewegungen seines Charakters als umschränkende Grundformel, die in allen möglichen Permutationen und Kombinationen wiederkehrt. Die Harmonie dieses alle Teile durchklingenden Lebensmotives erzeugt im Menschen eine (ihm kaum bewusste, weil selten verschiedene) Art „Grundstimmung" — in einem weiteren und tieferen Sinne, als man den Begriff der Stimmung gewöhnlich verwendet. Sicherlich färbt diese Verfassung seiner Seele wie eine tiefe Untermalung alle Zustände, Bilder und Eindrücke, und sie ist (wie das Geräusch der kreisenden Erde) deshalb nicht weniger vorhanden und wichtig, weil sie uns zu gewohnt ist — so gewohnt, dass wir bei anderen den gleichen Grundton voraussetzen. Und doch ist gleich der unendlich versch[illegible]nen Bildung des Körpers gerade diese dominierende Grund[illegible] mals dieselbe. Jedem Menschen ist anders „zumu[illegible] auch diese gefühlsmässige Wendung in verbreite[illegible] brauchen dürfen).

Wenn nun das Wesen der Einzelseele ein gesondertes Leben ist, so gibt es nur eine Art des Eindringens in sie: das Erleben. Leben kann wohl umschrieben und als solches festgestellt, aber nie anders erfasst werden als durch gleiches Leben (= Erleben). Es ist wie das Sein unerklärbar und undurchschaubar, denn es ist die letzte Wirklichkeit. Wer das erkannt hat, wird nicht im Zweifel sein, welchen Weg das Verstehen — ein Weg ins Leben der Seele — einzuschlagen hat: dass man nämlich eine seelische Erscheinung nur von ihr aus, nur als sie selbst verstehen kann. Es gilt also hierbei einmal alles auszuscheiden, was durch eine „egoistische", ausserhalb stehende Norm (Erkennen) bedingt wird, und sodann alles das heranzuziehen, was zum positiven Erleben verhilft.

So bekannt nun auch das hier kurz Dargestellte der Psychologie ist, so wenig wirkt es tatsächlich im Leben der Menschen und so wenig haben seine Konsequenzen Einfluss gehabt auf die Beziehungen und Beurteilungen im menschlichen Verkehr. Von wie wichtigen Folgen gleichwohl die Anwendung des „Verstehens" auf die alltäglichsten sowie tiefsten Lebensäusserungen ist, wollen wir zu zeigen versuchen, indem wir vor allem das Prinzipielle dabei im Auge behalten. —

Ein Verstehen anderer Menschen ist nur möglich, indem man ihr Erlebnis wieder erlebt. Das Bestreben darnach setzt voraus, dass man die fremden Erlebnisse zunächst als fremde erkennt. In dem Augenblicke, wo man eine Aeusserung, eine Erscheinung als von sich verschieden und aus unbekannter Quelle entsprungen empfindet, sieht man schon den Wegweiser zu jenem Erlebnis. Es gibt Naturen, die besonders früh und deutlich das Fremde erleben, so wie es ganze Zeiten gibt, welche die bekannten Erscheinungen mit gleichsam erstem Augenaufschlag als etwas Fremdes, Neues, noch zu Ergründendes ansehen. Solch eine Zeit war die Epoche der vorsokratischen Philosophie: wie denn das Problem des „Verstehens" ein echt sophistisches ist. So bezeichnet die Zeit, in der „Gullivers Reisen" erschienen, ein kühnes Experimentieren mit den verschiedensten Standpunkten und Möglichkeiten. Der Mensch, mit den Augen der Zwerge, der Riesen, der Tiere betrachtet, und [illegible] aus diesen Verschiebungen folgende Verständnis: das ist der [illegible]rf einer Phantasie, welche von neuen Erdteilen, Kolonien und andern wusste. — So wagte Nietzsche mit unerhörter Springlust sich zu fremden Gesichtspunkten hinaufzuschwingen; die Nähe fern, die Ferne nah rückend. Als Gegensatz mögen wir z. B. das christliche Mittelalter heranziehen, welches in seiner abgeschlossenen Zelle

sitzend in einsamer Dämmerung nur auf sich lauschte und sich in die Schachte der eigenen Seele hineinzubohren suchte: Das Fremde zu verstehen — lohnte sich nicht einmal!

Wir gehen davon aus, dass jede verschiedene Form der Ausdruck eines verschiedenen Erlebnisses ist. Jeder „Widerspruch" ist nur ein Zeichen dafür, dass noch unverstandene Zusammenhänge vorliegen. Einen Widerspruch innerhalb einer organischen Einheit gibt es nicht, und es ist eben die Aufgabe, solche Widersprüche bis auf ihre gemeinschaftliche Wurzel zu verfolgen. Je feiner die Witterung für das Fremde ist, umso mannigfaltiger und intensiver wird das Ringen um den fraglichen Lebensmittelpunkt des anderen sein: Nicht mehr sucht man die Handlungen, Ansichten oder Erkenntnisse des Fremden zu verstehen, sondern alles dreht sich um jenes kleine Lebenslicht, welches vom Qualm umdunkelt im Innersten der Höhle glimmt, und dessen Schein man in allen Windungen und Gängen ahnt, noch ehe man es selbst erblickt.

Bei jeder neuen Stufe der Entwicklung erfährt man, wie durch ein einziges neues Erlebnis ganze Gegenden blitzartig erhellt werden, die man bisher nur dumpf bestaunte und hinnahm oder von denen man sich zur provisorischen Einpassung in unser Weltbild einen keck erzwungenen Begriff gemacht. Die folgenschwere Wirkung eines solchen Erlebnisses mahnt vor allem zur Vorsicht und zum Abwarten gegenüber abgelehnten und falsch erscheinenden Tatsachen: wie denn mit der Zunahme der Erlebnisse überhaupt das Gebiet des Verneinten sich verringert, der Genusskreis des Verstandenen sich erweitert und als Vergrösserung seelischen Besitztums empfunden wird.

So hängt also die Vielseitigkeit der Erlebnisse in erster Linie ab von der Stärke und Wechselfähigkeit der eigenen Entwicklung. Diese übrigens ist nicht so sehr das Produkt von neuen Erfahrungen und Eindrücken als das Ergebnis des unmerklich fortschreitenden Wachstums, des sich aus sich heraus entfaltenden Stilprinzips der Seele. — Es gehört zum Stil mancher Naturen, dass sie zahllose „Häutungen" und Entwicklungen durchmachen. Mancher erlebt so in sich viele Menschen, und es ist nicht abzusehen, welchen Einfluss eine etwa 200jährige Lebenszeit des Menschen auf die Grösse seines „Horizontes" haben würde.

Wenn nun die Möglichkeit des Verstehens an die erlebte Uebereinstimmung der Menschen gebunden wäre, so bliebe d[illegible] Kreis des Verstandenen ein immerhin ziemlich beschrä[illegible] da jene Uebereinstimmung offenbar nur zur Zeit

Erlebens vorhanden wäre und mit jedem neuen Entwicklungszustande erlösche. Dennoch ist die Erzeugung der zum Verständnis notwendigen Erlebnisse nicht von der seltenen Gleichheit der ganzen Entwicklungsphasen abhängig. Hat man einmal die Richtung erkannt, in der das fremde Erlebnis liegt, so kann schon das Auffinden analoger (d. h. quantitativ verschiedener, aber im Wesen vergleichbarer) Erlebnisse zum Ziele führen. Es gibt eine Art seelischer Schauspielkunst, mittels der wir versunkene Eindrücke und Bilder bis zur Deutlichkeit des damaligen Erlebens heraufbeschwören können; ja man kann sogar mit starker Phantasiespannung den völlig abgestumpften Eindruck z. B. einer gewohnten Gegend derartig erneuern, als wenn man ihn zum ersten Mal empfänge.

Die Gleichheit der Erlebnisse ist so wenig an die Gleichheit der äusseren Erfahrungen gebunden, dass vielmehr die Schwierigkeit gerade darin liegt zu verstehen, wie so gleiche Begegnungen so verschiedenartige Eindrücke hinterlassen können, und umgekehrt: wie oft scheinbar unvergleichbare Vorkommnisse bei verschiedenen Personen das gleiche Erlebnis anregen. So empfindet der Eine an äusserlich ganz verschiedenen Gesichtern ein Tertium als Aehnlichkeit; so könnten ein Baum und eine Gestalt als gleiche Charaktere erlebt werden. Wie wenig überhaupt das als wesentlich Empfundene eines Eindruckes sich deckt mit dem bewussten optischen Bilde, dafür gibt der Traum das auffälligste Zeugnis, sofern in ihm gleichsam die Residuen der Eindrücke lebendig werden.

Die Kunst des Verstehens liegt also in der Herstellung einer Korrespondenz der Erlebnisse.[1]) Da diese Korrespondenz eben gerade nicht durch das Auffinden inhaltlich gleicher Erfahrungen erreicht wird, so besteht die Aufgabe darin, die je nach der Verschiedenheit der Seelen verschiedene Vorstellung zu suchen, welche das gleiche Erlebnis erzeugt. Habe ich auf Grund der erkannten seelischen Verschiedenheiten diejenige Vorstellung ausgewählt, welche innerhalb meiner seelischen Anlagen das Erlebnis des anderen erweckt, so gewinne ich die Proportion:

Vorstellung 1 : Erlebnis 1 = Vorstellung 2 : X.

Wenn auch Analogien nicht immer die absolute Gleichheit der Erlebnisse ersetzen können, so erschliessen sie doch den Zugang zu diesen soweit, dass sie die innere Lebensnotwendigkeit und Daseinsberechtigung derselben erkennen lassen. Für die Technik solcher

[1]) Eine Forderung, die bei Gelegenheit seiner Erörterung der Bahnsenschen Charakterologie auch schon Klages aufgestellt. Er bezeichnet den in Rede stehenden Vorgang als „charakterologische Reduktion“ und gibt dafür verschiedene Beispiele. Vergl. Graph. Monatshefte. 1899. S. 121—122.

Analogiebildungen gibt es im einzelnen wohl keine Regeln. Doch mögen einige Beispiele sie illustrieren.

Um zu verstehen, welchen Eindruck der nie vorher gesehene Schnee auf einen Südländer macht, mögen wir uns etwa vorstellen, dass es bei uns plötzlich rot schneite. — Um das Heimweh des Gebirgsbewohners nach seinen Bergen nachzuerleben, müssen norddeutsche Flächenbewohner sich ihr Heimweh vorstellen, das sie im Gebirge nach den Bildern der heimatlichen Heide hinzieht. — Um die Liebe eines Buschmannes zu seiner „hässlichen“ Landsmännin zu verstehen, denken wir einfach an unsere Neigung zur weissen Geliebten. — Zur Zeit der Postkutschen verband sich mit der Vorstellung der Strecke: Berlin—Dresden das Gefühl des Ungeheuren. Wir in der Epoche der Eisenbahnen, wollen wir uns das gleiche Raumgefühl vergegenwärtigen, müssen an eine entsprechend erweiterte Strecke denken: etwa Berlin—Wladiwostok. — Da für das Erleben grosser Quantitäten überhaupt die Assoziation der dabei in Betracht kommenden Schwierigkeiten wichtig ist, so müssen wir gerade dies korrespondierende Gefühl der Schwierigkeit in uns erzeugen. Wie für die Alten die Zahl 10 000 schon soviel wie Unzählig, ein Alpenübergang etwas Unerhörtes, eine Ballonfahrt vor nicht langer Zeit etwas Tollkühnes war, so müssen wir zum Verstehen dieser Quantitäten vielleicht an eine Billion, an die Durchquerung Tibets, an die Erfindung eines planetenverbindenden Raumschiffes denken. — Um zu verstehen, welche Umwälzung die Entdeckung des Kopernikanischen Weltsystems in den Anschauungen ihrer Zeit hervorrief, mögen wir beim Anblick des gestirnten Himmels versuchen, unser blosses W i s s e n von der Grösse und Entfernung zur V o r s t e l l u n g davon zu erheben; (da denn auch unserer „aufgeklärten“ Zeit der Sternenhimmel in „Wirklichkeit“ nur das funkenübersäte Gewölbe ist, zu dem wir allabendlich flüchtig hinaufblicken).

Die Möglichkeit, korrespondierende Erlebnisse zu finden, setzt natürlich immerhin eine gewisse wesentliche Gemeinschaft seelischer Grundanlagen voraus, aus der wenigstens eine noch so entfernte Anknüpfung an analoge Erlebnisse gewonnen werden kann. Selbst zum Aberglauben des Mittelalters, zur „Gemütlosigkeit“ antiker Cäsaren, zum Hexensabbath aus Wollust und Grausamkeit lassen sich erlebte Ueberleitungen finden.[2]) Wir haben Zugang zu der Art

[2]) Eine Grenze aber wird solchen Ueberleitungen gesetzt, wenn es sich um fundamentale Verschiedenheiten der Menschen handelt: wobei die Frage aufzuwerfen ist, ob es innerhalb der Mehrheit oder einzelner Rassen wesentlich verschiedene Eigenschaften gibt derart, dass etwa die einen Erlebnisse haben, zu denen den anderen völlig die Anlage fehlt. Da ist nun festzustellen, dass wichtiger als alle Rassen- und Völkerunterschiede der ursprüngliche Gegensatz b l u t verschiedener Menschenklassen ist. Ob wir sie als de-

des Erlebnisses, auch ohne den Grad der Intensität erreichen zu müssen.

Ganz anders liegt der Fall, wenn die im allgemeinen unwesentliche Intensität einer Eigenschaft das zu ihrem Verständnis Wesentliche ist und die Besonderheit des seelischen Zustandes bestimmt. Hier ist dann die Gemeinsamkeit des Intensitätsgrades zum Verstehen notwendig. Nun ist aber die Intensität (Erregungstiefe) der Seele nicht nur verschieden in den verschiedenen Zeiten, sondern sie ist direkt an eine Entwicklungsstufe der Seelengeschichte gebunden, mit deren Verschwinden sie, wie z. B. in unserer Zeit, völlig verloren geht. Man denke etwa an die ekstatischen Zustände des Altertums und die damit verbundenen abnormen seelischen Fähigkeiten und Aeusserungen. Diese Ekstase kann durch kein noch so begeistertes Nachempfinden, keinen noch so leidenschaftlichen Enthusiasmus ersetzt werden. Die Mänaden, die orakelsprühenden Verzückungen, die dionysischen Seelensteigerungen wie die brütende Selbstentrücktheit der Apollopriesterin — diese Erscheinungen sind unserem Verständnis einfach entzogen, wie leichtfertig wir auch ihre Termini technici im Munde führen. Mit der Intensität verliert dieser Zustand seinen wesentlichen Charakter und ohne das Erlebnis eigener Ekstase vermögen wir keine entsprechende Verbindung mit jenen Eigenschaften herzustellen. In diesen Wandlungen der Seelengeschichte liegt die Grenze für die Korrespondenz der Erlebnisse.

Der Zusammenklang gleicher Erlebnisse kann nur erlebt und mit der schlagenden Gewissheit des Seins empfunden werden. Doch dürfte ein Zeichen für die Richtigkeit des gleichen Erlebens (gleichsam eine Probe auf das Exempel) in der Sicherheit liegen, mit welcher

---

mokratische und eristokratische, niedere und edle, Sklaven und Herren, gemeine und höhere Menschen einander gegenüberstellen wollen, jedenfalls gibt es eine trennende Blutfeindlichkeit zwischen diesen zwei Menschenarten, die (wie es die Mythologien tiefsinnig mit verschiedener Erschaffung und Abstammung motivieren) anfangs sich mit Rassen-Gegensatz decken mochten, später dann selbst innerhalb eines Volkes eine Charakterverschiedenheit begründeten. Da haben wir z. B. auf der einen Seite Begriffe vom Takt, Ehre und Moral, die der anderen Gruppe völlig fehlen. Da besteht eine Grundverschiedenheit in Auffassung der Lebenswerte, die umso tiefer und unüberbrückbarer ist, da sie nicht entstanden ist und begründet werden kann, sondern sich als eingeborene Mitgift, als vorhandene Wirklichkeit rechtfertigt. Mit unabweislichen Instinkten erkennen sich die so wahlverwandten Seelen und bilden eine Gemeinschaft, die einen unsichtbaren, geräuschlosen, aber zäheren und unerbittlicheren Kampf führt als Politik und Völkerschlachten. Es würde zu weit führen, diesen (vor allem von Nietzsche erkannten und zu einem fast metaphysischen Dualismus erweiterten) Klassenunterschied näher zu begründen. Für uns genügt es, hier eine prinzipielle Unmöglichkeit des Verstehens nachzuweisen. Sobald es sich um Erlebnisse aus diesen unvergleichbaren Seelenschichten handelt, versagt auch die „Korrespondenz" und Analogiebildung. Höchstens könnte gerade das Bewusstsein jener Gegensätze zu der Aufstellung der allgemeinen Korrespondenz führen, die sich sagt: Wie ich in meiner „Klasse" meine Anschauungen gerechtfertigt fühle, so der andere in seiner Klasse. Um also seine Erlebnisse zu verstehen, muss ich ganz allgemein den in meiner „Art" begründeten Standpunkt auf den anderen übertragen: was freilich mehr eine fatalistische Theorie ist als ein positives Verstehen.

sonst abgelehnte Erscheinungen nun als selbstverständlich bejaht werden.

Obgleich bei der Angleichung an fremde Erlebnisse die seelische „Anpassung" natürlich eine grosse Rolle spielt, so ist hier doch zu warnen vor einer Selbsttäuschung, der gerade wandlungs- und anpassungsfähige Naturen leicht verfallen: Vielseitige Bildung und Phantasie vermögen nämlich Vorstellungen zu erzeugen, die den mannigfachsten Anforderungen gehorchen, aber doch nicht bis zur Tiefe eines wirklichen Erlebnisses durchdringen. Je leichter und bildungsfähiger die Vorstellungsgabe ist, umso eher wird sogar die Vertiefung bis zum vollständigen Erlebnis erschwert. Bei Menschen, die den dargebotenen Vorstellungsreihen eines andern ohne Schwierigkeit folgen können, entwickelt sich oft eine Art akrobatisches Spielen mit den Erlebnissen, ohne dass sie doch jemals selbst bis ins Herz erschüttert worden sind. Sie haben zwar Zugang zu den verschiedensten Erlebnissen; und doch fehlt ihnen das — Erleben. Das Gefährliche liegt hier nicht etwa in einer Unehrlichkeit, die sich Erlebnisse vorlügt, sondern darin, dass die ganze Erlebniswelt aus ihren schwer erreichbaren unteren Schichten in die seichte Oberfläche einer allen Spaziergängern sichtbaren Region verlegt wird. Das sind jene Leute, die in den Problemen der Kunst ebenso zu Hause sind wie im Seelenleben der Kinder und Bauern; die die Geheimnisse der Religionen ebenso erfasst zu haben vorgeben wie die „Kulturhöhe" der modernen Zeit; die Leute, denen von ihrem sanft gewölbten Bildungsgipfel aus „nichts Menschliches fremd ist", die triefen von Bescheidenheit und Verständnis und sich das Sprichwort erfanden: „Alles verstehen heisst alles verzeihen" (— ein Wort, in dem aus der Not christlicher Instinktverwirrung die Tugend einer ölig nivellierenden Gerechtigkeit gemacht werden soll).

Dieser heute weitverbreitete Typus ist dem echten Verstehen feindlicher als die dogmatische Beschränktheit des krassesten Egoisten. Wer aber einmal durch die Schauer des Erlebens zum Verstehen durchgedrungen ist, wird lieber vor der Mauer ihm völlig verschlossener Welten Halt machen, als dass er tempelschänderisch sich den Zutritt erschleicht. Denn das Verstehen wird ihm zu einem Ringen um fremden Reichtum, vom ersten ahnungsvollen Neugierblick bis zum Entzücken des brausenden Verwandtschaftsgefühles, mit dem der Fremde als Freund begrüsst wird. Wohl können wir bei der Umwerbung des Fremden alle Künste und Feinheiten anwenden, aber zuletzt gestehen wir dankbar: Alles ist Geschenk. —

(Schluss folgt in den Graphologischen Monatsheften 1907 Seite 63—72.)

Mitteilungen.

Theorie der Graphologie.

Von den Mitteln zur Beglaubigung graphologischer Befunde.

Unter den wesentlichen Fragen graphologischer Technik steht auch die nach den Mitteln zur Prüfung ihrer Befunde. Als eines der wichtigsten scheint immer noch die Beglaubigung durch den Beurteilten selbst zu gelten, die doch in Wahrheit am trüglichsten ist.[1]) Wir wollen im folgenden einige Ursachen falscher Selbsteinschätzung und zugleich den Kunstgriff deutlich machen, mit dessen Hilfe man auch fehlerhafte Aussagen zur Kritik der Diagnose verwertet.

Zu unterscheiden sind die ursprünglichen Selbsttäuschungen von den abgeleiteten oder nur scheinbaren, deren Spielraum ungleich grösser ist. Im stillen Kämmerlein gleichsam und mit sich allein kennt der Mensch sich besser als im Verschönerungsspiegel getaner Aeusserungen. — Tatsächliche Irrtümer kommen vor hinsichtlich solcher Eigenschaften, welche zutage treten erst unter Ausnahmeumständen. Mancher z. B. hat allerdings kein Bewusstsein davon, wie sehr er zur Eifersucht neigt, und lehnt die ihm zugewiesene Eifersuchtsfähigkeit mit bestem Gewissen ab. Ihrer inne zu werden, muss er verliebt sein können oder wenigstens starke Neigung empfinden: Zustände, die oft lange auf sich warten lassen. Das gleiche gilt etwa von der Furchtsamkeit. Man übertreibt wohl nicht mit der Annahme, dass vielleicht 90 Prozent aller Städtebewohner aus voller Ueberzeugung ihren Mut überschätzen; denn seine Feuerprobe: eine als solche kenntliche Lebensgefahr, tritt nur noch ausnahmsweise an sie heran. Aus ähnlichen Gründen gibt man sich leicht einer Täuschung hin über das Mass der verfügbaren Selbstbeherrschung. Indessen, nicht der naive Irrtum ist es, sondern die bald bewusste bald instinktive Selbstverschleierung, womit man in erster Linie zu rechnen hat. Einige Beispiele!

Jemand besitze Widerspruchsgeist. Dann wird er Aussagen über sich um so widerwilliger bestätigen, je bestimmter sie gehalten sind. Eine Form, deren Sicherheit „keinen Widerspruch zu dulden" scheint, wirkt als Reiz und Auslösung auf die ihm eigene Oppositionstendenz und veranlasst ihn zu Behauptungen oder Bestreitungen, die er ohnedies gar nicht vertreten würde. Seine Ablehnung also spräche nicht nur nicht gegen, sondern eher sogar f ü r die Richtigkeit des Urteils. — Oder: jemand sei überaus eindrucksfähig und beeinflussbar. Dann vermag eine apodiktische Pointierung zumal etwa übel berufener Eigenschaften suggestiv zu wirken. Er wird den krassen Egoismus, den ihm das Urteil vorhält, als-

1) Schon die „Graphologische Praxis" 1901 bringt übrigens auf Seite 23 die beherzigenswerten Worte: „Nur dürften Aussagen der Schrifturheber über sich selbst, sofern sie mit dem graphologischen Befund divergieren, stets mit Vorsicht aufzunehmen sein, da der Mensch über sein eigenes Wesen bekanntlich mancherlei Täuschungen ausgesetzt ist."

bald auch an sich zu entdecken glauben. Anerkennung von seiner Seite schlösse daher umgekehrt noch keineswegs aus, dass das Urteil falsch sei. Den Diagnostiker verpflichtet das gegen beide Typen zu klug gemässigter Urteilsfassung. — Oder: jemand besitze beträchtliche Neidfähigkeit, eine Eigenschaft, die, da sie ethisch odlos, der Selbstschätzung Abbruch tut. Wenn nicht begabt mit aussergewöhnlichem Wahrheitsmute, wird er sich dieserhalb dagegen sträuben. Obwohl darum wissend, scheut er das Eingeständnis und zwar nicht am wenigsten auch vor sich selbst, indem er es schlechterdings nicht ertrüge, sich mit solchem Fehler behaftet zu glauben. Ob das Urteil stimmt, ermesse man aus der Art seines Widerspruchs: so die heftig gereizte als die kleinlaute Form der Missbilligung sind der Bestätigung gleichzuachten. So ziemlich dasselbe bewiese, als aus dem Bestreben geboren, sich seiner Schwäche gewachsen zu zeigen, ein gar wohl noch übertreibendes Bejahen. „Bekenntnisse" haben das Eigentümliche, die Schwere des Zugestandenen für unser Gefühl zu verringern, und bilden den listigsten Notweg der Eitelkeit.

Das letzte Beispiel führt uns bereits in zwiefacher Form eine Tatsache von grosser Allgemeinheit vor Augen: die Tendenz des Selbsterhaltungstriebes, missliebigen Eigenschaften für das Bewusstsein des Eigners den Stachel zu nehmen. Sie erzeugt jenes Ableugnen, das mit seiner Tonart kollidiert[2]; ferner das Umbenennen, Schönfärben und Vertuschen und endlich als damit in engster Verbindung stehend das Herauskehren angeblicher Vorzüge, welche die fraglichen Schwächen bewirken sollen. Das verschönernde Umbenennen insbesondere ist eine derart verbreitete Sitte geworden, dass man Gefahr läuft, der Beleidigungsabsicht verdächtig zu werden, wenn man beispielsweise Habsucht feststellt, Unaufrichtigkeit oder Taktlosigkeit. Die Habsucht wird etwa umgetauft in „gesunden Egoismus," der „nicht ohne Berechnung seinen Vorteil wahrt," in der Unaufrichtigkeit das Moment der Verschlossenheit betont und für die Taktlosigkeit das Positivum eingesetzt der „Kürze und Schärfe des Betragens." Wie in obigen Fällen weise Milderung, so hat in diesen und ähnlichen umgekehrt eine Bestimmtheit des Ausdrucks platzzugreifen, die keine andere Rücksicht kennt, als einer Trübung des Denkens vorzubeugen.

Mit der Unterschiebung „höherer Ziele" findet die Falschmünzerei des Instinkts ihren Abschluss. Von der feineren Spielart des blossen Erhebens mitbeteiligter Nebenmotive zum Hauptbeweggrund führt eine lange Skala von Zwischenformen bis zur gröbsten und durchweg wirksamsten des Vorschützens schlechtweg erfundener Zwecke. Von jener kann etwa die Neugierde zeugen, die sich verbirgt hinter dem ihr nicht ganz entfremdeten Sachinteresse; diese begegnet uns fort und fort vor allem im Leben der Oeffentlichkeit. Noch jeder Stand z. B. hat, wenn bedroht, seine Stellung zu wahren gesucht, indem er seinen Vorteil einen solchen der Menschheit nannte. Die Politik, diagnostisch betrachtet, erweist sich dergestalt geradezu als die hohe Schule der Kunst zu täuschen. Man verfolge, welche Wandlungen der soziale Ehrbegriff aus Gründen des Staatswohls erfährt, oder das tragikomische Schauspiel vom „Heil der Seele," das noch jederzeit und überall das „Heil des Seelsorgers" d. h. des Priesters war. Was auf dem Boden der Gruppenerhaltung im

2) Aus der „Graphologischen Praxis" vergleiche man etwa den Fall „Käthe" 1901 Seite 59, S. 61—64, S. 67—74, 1902 S. 5—10, S. 31—33.

grossen, das spielt sich nicht anders im kleinen ab auf dem der Selbsterhaltung des Einzelwesens.

Der Diagnostiker hat nun darüber nicht etwa entrüstet, sondern er hat sich dessen nur einfach bewusst zu sein als eines schlechthin gegebenen Tatbestandes, welcher die wichtigste Quelle der Fehler bildet in den Aussagen des Menschen über sich selbst. An der Hand dieses Wissens kann er ihm einmal das Ableugnen schwerer machen durch eine prophylaktische Darstellungsform und andrerseits seine Kritik auf ihre Motive prüfen.

Man erschwert die Opposition bereits durch den Zusatz, dass den fraglichen Zug der damit Behaftete vermutlich nicht „worthaben wolle," man macht sie vollends so gut wie aussichtslos, wenn man zugleich mit den voraussichtlich Widerspruch erweckenden Eigenschaften auch nocb den inneren Zwang enthüllt, durch den sie der Eigner vor sich zu verbergen und umzudeuten genötigt ist. Welche Antwort darauf erfolgen müsste, falls das Urteil v e r k e h r t, sei hier nicht untersucht. S o gescheit sind die wenigsten, die noch zu geben, im Fall wo es z u t r a f. Auch vom Ton der Entrüstung sehen wir ab, der dem unberechtigten Widerspruch anhaften dürfte. Wir fragen nur, wie rein sachlich genommen die Selbstkennzeichnung ausfallen müsse, die sei es bewusst, sei es instinktiv dem Wunsche entspränge, eine — Demaskierung abzuwebren.

Das menschliche Triebleben ist so reich an Schutzmassregeln, dass es im Notfall neue Wege findet, die der klügste Verstand nicht vorausberechnet. Aus der Unzahl der Möglichkeiten greifen wir zwei heraus, die beide auf ein und demselben Prinzip beruhen: auf dem der U m k e h r u n g nämlich des wahren Sachverhalts. Ein Beispiel: Julius Cäsar kämpft und bricht mit der Republik zugunsten des Kaiserreichs. Im Augenblick aber, wo ihm die Krone winkt, zieht er es vor, die Krone — abzuweisen, die man ihm nunmehr — aufnötigt. So gibt er auf den zu erwartenden Vorwurf, er habe die Krone gewollt, zum Voraus zur Antwort, was in Sätze gekleidet lauten würde, er habe ihr w i d e r s t r e b t und folge nur ungern dem Wunsche a n d e r e r, wenn er sie dennoch ergreife. — Darin steckt das Prinzip, das wir meinen: ein Prinzip, dessen Anwendungsmöglichkeit millionenfältig. Für unsere Frage nimmt es zumal zwei Formen an.

Erstens die Form der spezifischen Umkehrung. Die beobachtet man bereits an Kindern, die einem drohenden: „D u hast es getan!" zuvorkommen mit der falschen Bezichtigung: „E r hat es getan!"[3]) Das Sprichwort „Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen" wird einer wichtigen Tatsache des psychischen Lebens gerecht, übersieht aber, dass der kecke Angriff nicht selten gerade am besten dient, die eigene Angreifbarkeit zu verheimlichen. Wesentlich nach dem gleichen Modus verfährt der Tyrann, der den siegreichen Feldherrn dafür köpfen lässt, nachdem er in s e i n e m Auftrage eine Stadt zerstört: Fälle, die in der Renaissance alltäglich waren. — Behauptet man also, jemand sei unaufrichtig, und er erwidert nicht etwa mit einem mehr oder minder entschiedenen „Nein," sondern: vielmehr sei gerade Aufrichtigkeit sein Vorzug (vielleicht wird er sagen, einer der wenigen Vorzüge, die er besitze!) —

3) Die gleiche Taktik zeigt auch die Psychologie der Schmähung und zwar abermals bereits bei Kindern. Ein „Esel" Titulierter weiss gewöhnlich nichts Besseres zu antworten," als dass er dem Titelverleiher ein: „Bist selbst ein Esel!" zuruft, welches Verfahren zur Zeit der Schuljahre des Verfassers den terminus technicus der „Retourkutsche" trug.

so heisst das unter 10 malen mindestens 9 mal, dass unser Urteil zutraf.

Das Tyrannenbeispiel zeigt im Ansatz auch schon die zweite Grundform der Umkehrungstechnik: die Neigung nämlich, zunächst einmal abzulenken, um dann allmählich und unvermerkt der Aufmerksamkeit ein neues Ziel zu geben. Beispiele: Eine Regierung sucht einer Revolution zu begegnen, indem sie Krieg anzettelt. Oder ein öffentlich Angegriffener fängt seine Verteidigung damit an, sich selbst herabzusetzen und ärger vielleicht, als es sein Gegner getan, jedoch in Punkten, die für den schwebenden Streitfall irrelevant: eine captatio benevolentiae, die dem Gegner ohne Schwertstreich Boden nimmt.[4]) Oder dem A ist der B im Wege, darum warnt er ihn vor C. B wird misstrauisch gegen C, C gegen B. Das Ende vom Liede ist, dass beide sich in die Haare fallen und — duobus litigantibus tertius gaudet.

Wir fragen hier nur nach der Wirkung dieser Taktik auf die Selbstoffenbarung eines Charakters. Sie äussert sich etwa, wenn auf den Vorwurf der Heuchelei der Ertappte etwa so erwidert: er sei nur ein einfältig-simpler Mensch ohne Gaben des Geistes und mancherlei Anfechtung ausgesetzt; er wisse zu sehr nur, wieviel ihm mangle und dass sein Betragen steif und ungelenk und dass er im rechten Augenblick immer das richtige Wort verfehle; auch vieler Untugenden sei er mit Schmerz sich und bitterer Reue bewusst, nur auf ein Verdienst, so bescheiden es sei, glaube er Anspruch zu haben . . . . . etc. Von nun an würde seine Stimme zittern, um fast zu brechen im Worte „Redlichkeit.“ Derlei Ausmalungen können grotesk erscheinen, aber sie sind der Wirklichkeit abgelauscht und von allen Praktiken steht die psychodiagnostische der Wirklichkeit am nächsten. Tiraden wie die eben entworfene, von einem geschickten Anwalt für den angeklagten Verbrecher gesprochen, haben gelegentlich schon das „Nichtschuldig“ der Geschworenen erwirkt. Als Teil der Vermummung vollends, mit der maskiert ein Charakter durchs Leben geht, sind sie von höchst bedenklicher Täuschekraft. Der Diagnostiker aber muss die Tonart kennen, die ihm am lautesten ein „cave canem“ zuruft.

Wenn die „Graphologische Praxis“ auch fernerhin die diagnostischen Befunde dem jeweils Beurteilten zur Kritik einreicht, so wird sie im Laufe der Zeit Belege gewinnen für alle Typen der Selbstverkennung. Das bisher vorliegende Material ist noch zu dürftig, um eine Nachprüfung unserer Sätze zu gestatten. Ein immerhin beachtenswertes Beispiel für die naivere Form der Umkehrungstaktik gibt die Selbsteinschätzung „Kurt H. Istrels“,[5]) mit deren Betrachtung wir diese Erörterung schliessen wollen.

Seiner Handschrift zufolge ist „Kurt H. Istrel“ ein Mensch von Bildung, Geschmack und Strebsamkeit, der vor allem auch an sich selber modelt, sich selbst zu erziehen trachtet. Er wird dabei teils von dem Wunsch nach höherer Vollkommenheit, teils von der Rücksicht auf seine Umgebung geleitet, der er eigenartig und als über dem Durchschnitt ste-

4) Hierhin gehört auch das ganze Wesen der Scheinheiligkeit. Ein wahrhaft klassisches Beispiel für den „Wolf im Schafspelz“ gibt Antonius mit seiner Rede an der Leiche Cäsars bei Shakespeare. — Man erinnere sich auch hier jener öffentlichen Bescheidenheit, die ihre Blüten treibt an Jubiläen etc. verdienstvoller Männer. Der Angefeierte ein Entdecker etwa, kann sich nicht genug tun im Staunen darüber, dass er etwas so Besonderes gefunden haben solle, er habe sich nur ein wenig an der und der Frage versucht und dabei sei ihm der naheliegende Gedanke gekommen etc. etc.: die zwar nicht raffinierteste, aber volkstümlich immer noch wirksamste Art der Ruhmredigkeit! — Endlich ist es ebendiese Tonart, auf welche pychologisch angesehen, viele Arten von Reklame und des Bluffs gestimmt sind.

5) Vergl. „Graphologische Praxis“ 1906 S. 1—12 und S. 56—60.

hend erscheinen will. Dahinter nun bleibt das ihm eigene Mass von Kraft und Bedeutung erheblich zurück, so wenig es darum gering heissen soll, und das macht ihn nicht nur in seinem Betragen zuweilen befangen und unfrei und lässt ihn gar zu viel an sich selber denken, es zieht zudem Uebertreibungen nach sich inbezug auf den Ausdruck der Charakterzüge, die ihm vor allem erwünscht sein müssten, wie besonders der inneren Selbständigkeit. Hinsichtlich ihrer wird darum ein Widerspruch herrschen zwischen „Sein" und „Schein" des Charakters „Istrel." — Das hatten von 12 Lösungen 4 erkannt, nämlich Nr. 1, 3, 9 und 12, welche sämtlich wir demgemäss prinzipiell richtig nannten, so sehr sie im einzelnen wieder verschieden seien. Diese Auswahl dürfen wir jetzt bestätigt sehen durch die kritischen Randglossen „Kurt H. Istrels," wenn auch nicht im Sinne des Kritikers.

Gesetzt nämlich, dass wir recht haben, dass aber „Istrel" nicht eingestehen kann oder will, was bei aller Verschiedenheit doch den Angelpunkt des Gedankens in sämtlichen 4 Diagnosen bildet: den Widerspruch zwischen „Sein" und „Schein" inbezug auf die innere Selbständigkeit, so muss seine Opposition dem gedachten Befund gegenüber eine typisch andere Form annehmen als bei allen sonst bemängelten Eigenschaften. Er muss sei es bewusst, sei es instinktiv, den von uns geschilderten Ausweg suchen, das Gesagte entweder schlechtweg umzukehren oder es wirksamer abzuschwächen durch deckenden Vorschub gar nicht berührter anderer Fehler. Als ein Charakter, der sich wohl schwerlich über sich selber schon völlig genaue Rechenschaft gab, wählt er das instinktivere Mittel der direkten Kopfstellung und zwar mit einer Konsequenz, welche die Anwendbarkeit unserer Regel paradigmatisch zu demonstrieren erlaubt.

Wir beachten zunächst das folgende: Zu jedem der 8 verkehrten Urteile gibt seine Kritik ausser ablehnenden immer auch anerkennende Bemerkungen. Nr. 2 bekommt neben Ausdrücken des Zweifels ein „Sehr richtig"; Nr. 4 ausser einem (auf das Alter bezüglichen) „Kann nicht wahr sein" wenigstens überhaupt keine Glosse, also auch keinen Tadel weiter, was auf reservierte Zustimmung schliessen lässt; Nr. 7 zwei „Richtig"; Nr. 8 ein „Sehr wahr"; Nr. 11 ein „Sehr wahr", ein „Richtig!" und ein „!!!"; Nr. 10 wird en bloc gelobt und selbst für zwei dermassen verkehrte Urteile wie Nr. 5 und Nr. 6 fällt noch je ein „Richtig!" ab.

Zweitens stellen wir fest, dass Ausstellungen in den genannten 8 Fällen niemals über die blosse Verneinung hinausgehen, deren stärkste Form das schlichte und zweifellos glaubhafte „Falsch!" ist. Es findet sich bei der Ablehnung der von Nr. 6 vermuteten musikalischen Begabung. Schon die Milde dieser Opposition aber darf uns gelegentlich wundernehmen. Es irritiert „Kurz H. Istrel" keineswegs, dass Nr. 5 ihm unter anderem „Querköpfigkeit", „Eigensinn", „Herrschsucht", „Stolz", „Härte", „Rücksichtslosigkeit" beimisst, ihn für „nicht zu plumpe Schmeichelei empfänglich" nennt; dass Nr. 6 ihn als „tyrannische Natur" bezeichnet. Alle diese Eigenschaften könnten nämlich als Ausdruck und vielleicht übertriebene Bekundungsweise grosser innerer Selbständigkeit gelten, wie es die fraglichen Urteile auch tatsächlich annehmen: d. h. aber

DATE DUE			

desjenigen Zuges, um den vor allem es in den Augen seiner Mitmenschen dem „Kurt H. Istrel" zu tun ist.

Hinsichtlich der 4 prinzipiell zutreffenden Urteile ferner ist wiederum zweierlei anzumerken. Erstens: Ein uneingeschränktes „Richtig" findet sich hier in keinem Falle mehr. (Ein „Vollständig richtig" bei Nr. 3 wird durch Zusatz wieder abgeschwächt). Zweitens: Unter den insgesamt 17 Ablehnungen, die „Istrel" den Angaben dieser Diagnosen zuteil werden lässt — er ist hier weit interessierter und daher ausführlicher; denn die Gesamtzahl seiner Erklärungen zu den 8 übrigen Urteilen (Zustimmungen und Ablehnungen icl.) beträgt 18, also um nur eine mehr! — befinden sich ausser 2 mal bloss bezweifelnden Fragezeichen nur 5 einfache Negationen („Falsch", „Nicht richtig" etc.). Die übrigen 10 sind entweder Evokationen des Widerwillens oder bestehen in jenen Umkehrungen, die wir vorausgesehen. Die Entrüstung, durch Wendungen wie „nonsens", „Wo der Herr nichts Besonderes weiss, kommt er aufs Künsteln", „Die reinste Phantasie", „Phantastisch-unwissenschaftliche Reflexionen" wohl hinreichend belegt, verrät uns, dass „Istrel" sich peinlich berührt, sich irgendwie getroffen fühlt. Worin — das werden uns die Umkehrungen zeigen: am überraschendsten und zwingendsten, wenn wir bei den kritischen Aeusserungen (K. A.), ohne uns um den Text der Diagnosen zu kümmern, nur jedesmal die Stelle nachschlagen, auf die sich eine Umkehrung bezieht.

A. Nr. 1. K. A. 8 lautet: „Im Gegenteil. Ich bin freimütig bis zur Grobheit." Wir schlagen nach und finden an der bezeichneten Stelle, dass dem „Kurt H. Istrel" die Aufrichtigkeit abgesprochen wird.

B. Nr. 1. K. A. 9. „Wie kann man mir nur ein schwerblütiges, melancholisches Temperament beilegen? Im Gegenteil bin ich cholerisch-impulsiv." Hier lässt die Aeusserung durch ihren Inhalt schon erkennen, worauf sie bezogen ist: sie weist die Behauptung eines schwerblütigen Temperaments zurück und konstatiert das Vorhandensein des gegenteiligen.

C. Nr. 3. K. A. 1. „Das ist ein grosser Irrtum. Gerade das Gegenteil ist der Fall." Der bekämpfte Satz lautet wörtlich: „Dem Schreiber liegt mehr daran, bedeutend zu erscheinen als wirklich etwas Bedeutendes zu tun."

D. Nr. 9. K. A. 1. „Gerade meine reflektierende Objektivität und Willensstärke befähigen mich, meinen Standpunkt über oder vielmehr ausser den Verhältnissen zu wählen." Die zugehörige Stelle lautet: „Daher bleibt es ihm auch meistens unmöglich, seinen Standpunkt über den Verhältnissen zu wählen." Das „Daher" wird durch den vorausgehenden Satz folgendermassen erklärt: „Diesen Eigenschaften (dem ihm innewohnenden Sehnen nach dem Guten und Schönen nämlich) entsprechen, aber weder seine Willenstärke noch seine Charakterfestigkeit, sie äussern sich nur selten in höherem Grade."

E. Nr. 12. K. A. 1. beginnt mit dem Satze: „Der Verfasser dieser Skizze hat wohl von seinem eigenen Charakter auf mich geschlossen." Eine krassere Umkehrung ist nicht mehr möglich. Wir schlagen nach und finden eine Diagnose, die sich zusammenfassen lässt mit den darin enthaltenen Worten: „Denn der ganze Cha-

rakter ist nur Pose!" (Die einzige Aeusserung „Istrels," nämlich K. A. 1, ist am Schluss angebracht und betrifft offenbar das ganze Urteil.)

In ihrer Abfolge und gegenseitigen Steigerung sind diese 5 Pervertierungen für die Richtigkeit der bekämpften Sätze beweisender als es 5 lebbafte Zugeständnisse wären. Sogar in dem letzten, sicherlich übertreibenden Urteil (Nr. 12) muss „Istrel" wohl noch mehr als nur ein „Fünkchen Wahrheit" gefunden haben, wie er ironisch zitierend zugesteht; denn nach Art des Knaben, der da sagt: „Er hat es getan!" opponiert er nicht etwa mit einem entschiedenen, das sei grundverkehrt, sondern durch Umkehrung: „Ein solcher bist Du wohl!": eine Ansicht, mit der er allein stehen dürfte. Den Befund der „Pose" nimmt er als Vorwurf, der wenn nicht berechtigt, ihm doch gefährlich sei, weil er von ihm eine „schwache Seite" vielleicbt zwar verzerrt, aber aucb belichtet. Als die nun erweisen die übrigen Aeusserungen mit strikter Bestimmtheit den Widerspruch zwischen in Wirklichkeit ziemlich grosser Unsicherheit und dem lebhaften Wunsch, im Lichte festgestellter und zielbestimmter Originalität zu erscheinen.

Ein schwerblütiges Temperament (B) würde zu tatkräftigem Handeln weniger geeignet machen; die Neigung, mehr bedeutend zu erscheinen als wirklich Bedeutendes zu tun (C) wiese auf starke Abhängigkeit von der Einschätzung anderer hin; und das Unvermögen, seinen Standpunkt über den Verhältnissen zu wählen (D), beträfe die Folgen einer Unsicherheit, die das gleiche Urteil mit Recht begründet sieht in einem Mangel an Willenskraft und allgemeiner Charakterstärke. Weil das alles nun stimmt, so ist es dem Kritiker nicht mehr möglicb, hier jeweils einfach „falsch" zu sagen, sondern er muss zu verstehen geben: gerade das sei ihm eigen, seinen Standpunkt über den Verhältnissen zu wählen; ihn befähige dazu seine Willensstärke und denkende Unparteilicbkeit — gerade das ihm gleichgültig, ob er Bedeutendes tuend auch bedeutend erscheine — und gerade cholerisch, d. h. hier, expansiv-heftig sei das Temperament. Er fühlt endlich wohl, dass es damit doch nicht ganz seine Richtigkeit hat und dass er vielleicht einen Mangel an Freimut zeige, was ihn zur Umkehrung auch des Befundes A veranlasst: nicht nur nicht unaufrichtig sei er, sondern „freimütig bis zur Grobheit." Beiläufig gesagt, die geschickteste Umkehrung, weil sie gleichzeitig von der Unaufrichtigkeit ablenkt zu der mit ihr gar nicht vergleichbaren, also auch nicht bestrittenen und ihrerseits ebenfalls nicht unbelastenden „Grobheit".

Endlich ziehen wir noch das Urteil Nr. 10 heran, das von „Kurt H. Istrel" summarisch folgendermassen belobt wird: „Die Arbeit ist besonders deshalb hervorzuheben, weil sie in richtiger Erkenntnis meinen Willen als das Leitbild bei allen Handlungen und Gefühlen betont." Es beginnt mit dem Satze: „Selbstbewusste, ernste, stolze Natur, Bildung, Distinktion, weiter Horizont, fester, unbeugsamer Wille, welcher an Starrheit und Einseitigkeit grenzt." und erfährt jene relativ begeisterte Zustimmung „Istrels" bei den Worten: „An diesem Charakter ist alles Wille."[6]) — Das Bild des Beweises zeigt, wie man sieht, keine

6) Ein Urteil, das übrigens nicht schlechthin falsch, sondern in dieser Form nur schief ist. Denn in der Tat ist an diesem Charakter zwar nicht alles, aber doch vieles Wille, im Gegensatz etwa zu „Phantasie" oder träumender Fülle des inneren Lebens, von der bei „Istrel" durchaus keine Rede sein kann, nur leider gewollter Wille, Wunsch nach Willen, was allerdings nicht möglich wäre, wenn „Istrel" gleichzeitig grössere Kraft und triebbedingte Energie besässe, als er tatsächlich nun einmal hat.

Lücke mehr, und es wird der Fall zur Genüge erkennen lassen, wie man die Aussagen des Beurteilten zur Prüfung der Diagnose verwertet und wie sie zur Beglaubigung des Urteils oft gerade in denjenigen Punkten dienen, die sie mit Heftigkeit bestreiten.

Zum Schluss drängt sich dem Leser vielleicht die Frage auf, ob eine derartig systematische Selbstverkennung völlig bewusst oder mehr naiv ihres Amtes walte. Wir glauben bei „Istrel" entschieden das letztere. Er fühlt, was ihm fehlt, und das bildet den verwundbaren Punkt seines Wesens, der schon leise berührt ein entrüstetes Reagieren weckt: aber er gesteht es damit keineswegs auch nur sich selber ein! Gerade weil er wesentlich dem Instinkt der Selbstverteidigung, nicht aber kluger Berechnung folgt, nimmt seine Abwehr konsequent die Formen an, die das Gesetz der Umkehrung fordert, weshalb es so scharf durch sie bestätigt wird. E. A.

Varia.

Michons Bild.

Vor einigen Jahren schenkte Herr Victor Moussy der D. G. G. eine vortreffliche Photographie Michons, welche den Begründer der wissenschaftlichen Graphologie im Profil zeigt und viel charakteristischer und lebendiger wirkt als das der „Berichte 1898" beigegebene en-face-Bild. Da jene Photographie noch nicht veröffentlicht wurde, bringen wir nunmehr zu Michons 100. Geburtstag (21. November) eine Reproduktion desselben.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. LUDWIG KLAGES, München. — Expedition der Publikationen der Deutschen graphologischen Gesellschaft, München — Druck von MAX STEINEBACH, München.

DATE DUE			